



Zusammenhalt in Krisenzeiten

Jüdisch-muslimische Freundschaften
in Frankfurt am Main

Impressum

© Bertelsmann Stiftung, Gütersloh

Juni 2026

Bertelsmann Stiftung

Carl-Bertelsmann-Straße 256

33311 Gütersloh

Telefon +49 5241 81-0

www.bertelsmann-stiftung.de

Verantwortlich

Dr. Yasemin El-Menouar

Autor

Dr. Arndt Emmerich

Redaktion/Lektorat

Gesine Bonnet, Wiesbaden

Korrektorat

Rudolf Jan Gajdacz, München

Grafikdesign

Nicole Meyerholz, Bielefeld

Bildnachweise

Seite 20, 23, 26, 30, 32, 35, 38, 41, 44,
47, 50, 54, 56, 60, 62, 65, 67, 70, 73,
76, 79, 82, 84 und 88 © Philip Eichler

Seite 1, 10 und 16 © mavoimages –
stock.adobe.com

DOI 10.11586/2026070

Zusammenhalt in Krisenzeiten

Jüdisch-muslimische Freundschaften
in Frankfurt am Main

Dr. Arndt Emmerich

Inhaltsverzeichnis

Vorwort: Was uns verbindet – jenseits der Polarisierung	6
Einleitung: Freundschaftsporträts als Gegenarrative in Krisenzeiten	11
Methodik: qualitative Porträtstudie und visuelle Datenerhebung	17
Jüdinnen und Juden, Muslim:innen, Nachbar:innen – was das Frankfurter Bahnhofsviertel über Integration lehrt	21
Misbah Arshad und Daniel Wasner – ein Podcast als Anker für den pragmatischen Blick nach vorne	27
Hilime Arslaner und Alon Meyer – Verantwortung für die Stadt	33
Saba-Nur Cheema und Meron Mendel – das Private ist politisch	39
Daniel Kempin und Waqar Tariq – Pioniere des liberalen Dialogs in Zeiten der Polarisierung	45
James Ardinast und Hannibal Daldaban – die Normalität ist kosmopolitisch	51
Evgenia Levin und Mustafa Cimşit – mit robustem Humor und gutem Essen gegen das Misstrauen	57
Abdulwasa Abdulkader Osman und Milan Levy – Väterfreundschaft zwischen Familiengrillen und Fußball	63
Nargess Eskandari-Grünberg und Simone Hofmann – eine Verbindung für das menschliche Leben	68

Hanifa Haqani und Manfred Levy – eine Allianz gegen Antisemitismus an Schulen	74
Elisabeth Becker-Topkara und Ufuk Topkara – das ganz normale Miteinander einer kosmopolitischen Familie	80
Michaela Fuhrmann und Hassan Annouri – Heimatliebe auf Frankfurterisch	85
Fazit	90
Literaturverzeichnis	96
Über den Autor	98

Vorwort: Was uns verbindet – jenseits der Polarisierung

In den Wochen nach dem 7. Oktober 2023 kam es in vielen deutschen Städten zu spontanen Gesten der Solidarität, die kaum öffentliche Aufmerksamkeit erhielten: Muslimische Einzelpersonen und Initiativen reinigten Stolpersteine, organisierten gemeinsame Gebete, Mahnwachen oder Hilfsaktionen. Es waren leise Zeichen der Verbundenheit in einer Zeit, die von Schmerz, Unsicherheit und Sprachlosigkeit geprägt war. Ähnliche Zeichen der Solidarität gab es bereits in früheren Konflikten. So sprangen jüdische Akteur:innen Muslim:innen zur Seite, wenn religiöse Praktiken oder sichtbare religiöse Zeichen wie das Kopftuch öffentlich infrage gestellt wurden.

Diese Beispiele stehen exemplarisch für eine Realität, die im öffentlichen Diskurs oft unsichtbar bleibt. Denn in Medien und politischen Debatten hat sich in den letzten Jahren ein anderes Bild verfestigt: das einer scheinbar unüberbrückbaren Gegnerschaft zwischen Jüdinnen und Juden sowie Muslim:innen. Jüdisch-muslimische Beziehungen sind in diesem Bild vor allem Konfliktbeziehungen, die auf globale Krisen, politische Loyalitäten und religiöse Gegensätze zurückgeführt werden.

Zweifelloso wirkt der Nahostkonflikt bis tief in die Gesellschaft in Deutschland hinein. Er polarisiert, schmerzt und erzeugt schwer aufzulösende Konflikte. Mit ihm gehen auch Formen des Antisemitismus unter Muslim:innen einher, die unter anderem durch israelfeindliche Propaganda, autoritäre politische Narrative und religiös aufgeladene Kon-

fliktdeutungen verstärkt werden. Studien des Religionsmonitors machen zugleich deutlich, dass Vorstellungen eines „importierten“ Antisemitismus falsch sind: Antisemitische – wie auch antimuslimische – Einstellungen reichen bis weit in die Mitte der Gesellschaft hinein und sind hier erstaunlich tief verwurzelt (Bertelsmann Stiftung 2023).

Die Befunde zeigen aber auch: Vorurteile können dort abnehmen, wo Menschen einander im Alltag begegnen und Vielfalt als Teil ihrer Lebensrealität erfahren. Die vorliegende Broschüre ergänzt diese quantitative Perspektive um eine qualitative Ebene: Sie richtet den Blick auf konkrete jüdisch-muslimische Beziehungen, lokale Netzwerke und Formen gelebter Resilienz im urbanen Alltag.

Die deutsche Einwanderungsgesellschaft bringt für diese Beziehungen eigene Voraussetzungen hervor: gemeinsame Minderheitenerfahrungen, geteilte urbane Räume, über Generationen gewachsene Nachbarschaften und vielfältige biografische Verflechtungen. Diese Verbindungslinien verlaufen quer zu den dominanten Konflikt Narrativen – und sie werden bislang zu selten erzählt.

Gerade in Zeiten gesellschaftlicher Verunsicherung ist entscheidend, welche Geschichten sichtbar werden. Ob wir den Fokus ausschließlich auf Trennendes legen oder auch auf das, was verbindet. Ob wir Polarisierung verstärken – oder Räume öffnen, in denen Vertrauen und Zusammenhalt wachsen können.

Die vorliegende Broschüre setzt genau hier an. Sie richtet den Blick bewusst auf die Alltagsebene: auf Freundschaften, Kooperationen und lokale Netzwerke zwischen Jüdinnen, Juden und Muslim:innen in Frankfurt am Main. In zwölf Porträts wird sichtbar, wie Zusammenhalt im alltäglichen Miteinander entsteht – und wie daraus ein tragfähiges Vertrauensfundament wachsen kann, das auch Differenzen, Konflikten und gesellschaftlichen Belastungen standhält.

Frankfurt am Main – Vielfalt als gelebtes Selbstverständnis

Frankfurt am Main wurde für diese Untersuchung nicht zufällig ausgewählt. Die Stadt gilt seit Langem als Paradebeispiel urbaner Diversität in Deutschland – und erhebt diese Vielfalt zugleich zu einem zentralen Bestandteil ihres Selbstverständnisses. Mit der Gründung des bundesweit ersten Amtes für multikulturelle Angelegenheiten im Jahr 1989 reagierte Frankfurt bereits früh auf die Herausforderungen und Chancen einer diversen Stadtgesellschaft. Mehr als die Hälfte der Frankfurter Bevölkerung hat heute eine Migrationsgeschichte, die muslimische Bevölkerung macht rund ein Fünftel der Stadtgesellschaft aus, zugleich lebt hier eine der größten jüdischen Gemeinden Deutschlands. Vielfalt ist in Frankfurt daher keine abstrakte Zukunftsfrage, sondern gelebter Alltag.

Dies zeigt sich auch im öffentlichen Raum: Neben der traditionellen Adventsbeleuchtung wird in Frankfurt inzwischen auch der Ramadan mit einer öffentlichen Festbeleuchtung in der Innenstadt begleitet; Chanukka-Feierlichkeiten werden bewusst als Teil des städtischen Lebens sichtbar gemacht. Solche Zeichen stehen für ein städtisches Selbstverständnis, das unterschiedliche religiöse und kulturelle Traditionen nicht als Störung, sondern als Bereicherung des gemeinsamen urbanen Lebens versteht.

So wirken viele an einem Umfeld mit, in dem sich Heterogenität nicht permanent rechtfertigen muss, sondern zur Stärke werden kann. Menschen begegnen sich hier häufig zuerst als Nachbar:innen, Kolleg:innen, Vereinsmitglieder oder schlicht als „Frankfurter:innen“ – ohne dass Unterschiede verschwinden müssten oder zwangsläufig als trennend erlebt werden. Vielfalt wird dabei nicht nur toleriert, sondern sogar stolz sichtbar gemacht und als Teil der gemeinsamen Stadtgesellschaft anerkannt. Solche gemeinsamen lokalen Narrative und Symbole können dazu beitragen, dass Menschen sich trotz unterschiedlicher Hintergründe als Teil eines gemeinsamen „Wir“ erleben.

Diese Form lokaler Zugehörigkeit schafft Voraussetzungen dafür, dass Unterschiede zusammenwachsen können und belastbare Beziehungen entstehen, die auch in gesellschaftlichen Krisenzeiten tragfähig bleiben.

Zusammenhalt in Vielfalt – ein fortwährender Aushandlungsprozess

Gleichzeitig zeigt Frankfurt auch: Zusammenleben in Vielfalt ist kein Selbstläufer. Es ist ein fortwährender gesellschaftlicher Aushandlungsprozess, der Offenheit, Konfliktfähigkeit und gegenseitige Rücksicht verlangt – und der gerade in Zeiten politischer Polarisierung unter Druck gerät. Die in dieser Broschüre versammelten Porträts erzählen deshalb nicht von einer idealen Stadtgesellschaft, sondern von Menschen, die täglich daran arbeiten, Unterschiede auszuhalten und Vertrauen immer wieder neu herzustellen.

Gerade darin liegt jedoch eine wichtige Erkenntnis, die auch über Frankfurt hinausweist: Die Erfahrungen aus der Stadt zeigen, unter welchen Bedingungen Zusammenhalt wachsen kann – und welche Rolle lokale Begegnungsräume, persönliche Beziehungen und sichtbare Zugehörigkeit dabei spielen können.

Die folgenden Porträts machen sichtbar, wie diese Prinzipien im Alltag gelebt werden – oft unspektakulär, manchmal widersprüchlich, aber mit einer Wirkung, die weit über den Einzelfall hinausweist.

Drei Ansatzpunkte für gesellschaftlichen Zusammenhalt in Vielfalt

1. Zugehörigkeiten ermöglichen

Die Porträts zeigen, dass gesellschaftlicher Zusammenhalt dort wachsen kann, wo Menschen sich nicht zwischen unterschiedlichen Zugehörigkeiten entscheiden müssen. Viele begegnen einander selbstverständlich als Frankfurter:innen, Nachbar:innen oder Freund:innen – ohne dass religiöse oder kulturelle Unterschiede verschwinden müssten. Gerade jüngere Generationen entwickeln dabei ganz natürlich mehrfache Zugehörigkeiten und hybride Identitäten. Vielfalt erscheint so nicht als Gegensatz zur gemeinsamen Zugehörigkeit, sondern als Teil davon.

Kommunen, Bildungseinrichtungen und zivilgesellschaftliche Akteure können solche Prozesse begleiten, indem sie Vielfalt sichtbar machen und als selbstverständlichen Teil des städtischen Lebens anerkennen – etwa durch öffentliche Symbole, gemeinsame Feierlichkeiten oder offene lokale Traditionen. Gerade Kitas, Schulen und Vereine spielen dabei eine wichtige Rolle: Kinder und Jugendliche können früh darin bestärkt werden, ihre unterschiedlichen sprachlichen, religiösen und kulturellen Bezüge selbstverständlich zu leben und miteinander zu verbinden. Wo solche vielfältigen Identitäten anerkannt und positiv gespiegelt werden, entsteht ein Umfeld, in dem Unterschiede nicht zwangsläufig als trennend erlebt werden.

2. Soziale Orte fördern

Die Porträts zeigen, dass Vertrauen häufig dort entsteht, wo Menschen gemeinsam Verantwortung übernehmen und an konkreten Themen zusammenarbeiten – im Sportverein, in Bildungsprojekten, in der Nachbarschaft, in Kulturinitiativen oder im sozialen Engagement. Die Erfahrung, trotz unterschiedlicher Hintergründe gemeinsam etwas zu organisieren, Probleme zu lösen oder Verantwortung zu teilen, stärkt Beziehungen und festigt das Fundament gesellschaftlichen Zusammenhalts.

Solche Begegnungen brauchen jedoch Orte und Strukturen, die sie dauerhaft ermöglichen. In einer Zeit, in der sich klassische Vereins- und Nachbarschaftsstrukturen verändern und gesellschaftliche Kommunikation zunehmend in digitale Räume abwandert, gewinnen lokale soziale Orte neue Bedeutung. Kommunen können hierzu beitragen, indem sie Begegnungsorte wie Vereine, Stadtteilzentren, Bibliotheken, Kulturhäuser, Jugend- und Sporteinrichtungen trotz knapper Kassen sichern und niedrigschwellige Kooperationen fördern. Wichtig sind dabei insbesondere Formate, die Menschen über soziale, religiöse oder kulturelle Grenzen hinweg gemeinsam ins Handeln bringen – etwa durch gemeinsame Stadtteilprojekte, interkulturelle Sportangebote, Kulturveranstaltungen, Mentoringprogramme oder lokale Initiativen für Kinder und Familien.

3. Solidarität und Resilienz stärken

Die Porträts zeigen, dass gesellschaftlicher Zusammenhalt besonders dort robust wird, wo Menschen nicht nur miteinander in Kontakt stehen, sondern auch ein Gefühl gegenseitiger Verantwortung entwickeln. Freundschaften und lokale Netzwerke entfalten ihre Stärke vor allem in Krisenzeiten: wenn Menschen füreinander einstehen, Anteil nehmen und trotz unterschiedlicher Perspektiven im Gespräch bleiben. Gerade dadurch können Polarisierungsdynamiken abgefedert werden.

Resilienz entsteht dabei nicht durch Konfliktvermeidung, sondern durch die Fähigkeit, Unterschiede und Spannungen auszuhalten, ohne Beziehungen abubrechen. Viele der porträtierten Beziehungen zeichnen sich dadurch aus, dass Schmerz, Unsicherheit oder politische Differenzen offen angesprochen werden können, ohne dass die Freundschaft daran zerbricht. Diese Form der Ambiguitätstoleranz wird in einer polarisierten Gesellschaft zu einer wichtigen demokratischen Ressource.

Kommunen, Bildungseinrichtungen und zivilgesellschaftliche Organisationen können solche solidari-schen Beziehungen stärken, indem sie langfristige Netzwerke, lokale Bündnisse und Formen gemeinsamer Verantwortung fördern. Dazu gehören beispielsweise Tandem- und Mentoringprogramme, interreligiöse oder interkulturelle Kooperationen, gemeinsame Erinnerungs- und Solidaritätsaktionen sowie Räume für schwierige Gespräche und Perspektivenwechsel. Ebenso wichtig ist die öffentliche Sichtbarkeit solcher Brückenbauer:innen und lokalen Allianzen. Sie stärken Narrative gemeinsamer lokaler Zugehörigkeit und zeigen, dass Vielfalt nicht zwangsläufig trennt, sondern unter bestimmten Bedingungen verbindend wirken kann.

Dank

Unser besonderer Dank gilt den porträtierten Protagonist:innen, die bereit waren, ihre persönlichen Geschichten, ihre verbindenden Erfahrungen und auch ihr Hadern zu teilen. Gerade in einem gesellschaftlichen Klima, das von Polarisierung und gegenseitigem Misstrauen geprägt ist, ist diese Offenheit alles andere als selbstverständlich. Sie erfordert Mut – und das Vertrauen, dass differenzierte Perspektiven gehört und verstanden werden.

Ebenso danken wir Dr. Arndt Emmerich, dem Autor dieser Studie, der mit großer Sensibilität und analytischer Schärfe die vielschichtigen Beziehungen herausgearbeitet hat. Unser Dank gilt auch dem Foto-

grafen Philip Eichler, dessen Bilder die Begegnungen auf eindrucksvolle Weise illustrieren und einen lebendigen Einblick auf das gelebte Miteinander eröffnen. Ein besonderer Dank gilt zudem Gesine Bonnet, die die Texte mit großem sprachlichem Feingefühl redaktionell begleitet und dazu beigetragen hat, die porträtierten Personen in ihrer Vielschichtigkeit sichtbar werden zu lassen.

Gemeinsam ist es ihnen gelungen, die oft übersehenen Facetten des Zusammenhalts in einer vielfältigen Stadtgesellschaft erfahrbar zu machen.

Dr. Yasemin El-Menouar
Bertelsmann Stiftung



Einleitung: Freundschaftsporträts als Gegennarrative in Krisenzeiten

Die gesellschaftliche Landschaft in Deutschland ist gegenwärtig von einer zunehmenden Polarisierung geprägt. Diese Entwicklungen belasten insbesondere die Beziehungen zwischen jüdischen und muslimischen Gemeinschaften, von denen öffentliche Debatten oft ein Bild der Unvereinbarkeit zeichnen. Historisch betrachtet fungieren ebenso Jüdinnen und Juden wie Muslim:innen in der europäischen und speziell der deutschen Geschichte als die „Anderen“, an denen sich die Mehrheitsgesellschaft gerieben und über die sie ihr eigenes Selbstverständnis definiert hat (vgl. Renton and Gidley 2017; Baer 2020). Medien und politische Diskurse wirken hierbei als Verstärker, indem sie stereotype Bilder reproduzieren, die sich zumeist um die Themen Integration, Migration und nationale Identität drehen. Dadurch entsteht eine Dynamik, in der verschiedene Minderheiten gegeneinander ausgespielt werden.

Interessanterweise zeigen soziologische Studien, dass Vorurteile gegenüber Jüdinnen, Juden und Muslim:innen in der Breite der Gesellschaft oft Hand in Hand gehen (Mayer, Tiberj und Vitale 2019). Die Leipziger Autoritarismus-Studie 2022 spricht in diesem Zusammenhang von einer „Objektverschiebung der antidemokratischen Einstellung“: Während tradierte rechtsextreme Ideologien abnehmen, bleibt der Hass auf Muslime sowie der Antisemitismus als Ventil für autoritäre Aggressionen konstant hoch und eng miteinander verwoben (Decker et al. 2022: 12).

Dennoch dominiert im öffentlichen Diskurs das Narrativ einer unüberbrückbaren Animosität. Diese Wahrnehmung wird nicht nur durch externe Krisen wie den globalen „Krieg gegen den Terror“, dschihadistische Gewalt oder Eskalationen im Nahen Osten befeuert, sondern speist sich auch aus realen Spannungen. So existiert in Teilen der muslimisch geprägten Welt eine teils staatlich geförderte Judenfeindschaft, die auch in migrantischen Communitys wirksam sein kann (Bertelsmann Stiftung 2023). Konkret spürbar ist für Jüdinnen und Juden in Deutschland ein israelbezogener Antisemitismus, der unter Muslimen relativ stark verbreitet ist (ebd.). Verkürzend ist jedoch die verbreitete Annahme, Antisemitismus sei vor allem „importiert“ und Jüdinnen bzw. Juden und Muslime stünden einander grundsätzlich fremd gegenüber – dies blendet sowohl innergesellschaftliche Vielfalt als auch heimische antisemitische Traditionen aus.

Diese komplexe Gemengelage wird durch externe Krisen massiv verstärkt und medial oft auf stereotype Feindbilder verengt. In der medialen Kommentierung wird Antisemitismus zunehmend als ein exklusiv „muslimisches“ Problem dargestellt, wodurch ganze Stadtteile stigmatisiert und als gefährliche No-go-Areas markiert werden. Gleichzeitig instrumentalisieren antimuslimische Akteur:innen diese Ängste, um innerhalb jüdischer Gemeinden an Einfluss zu gewinnen (vgl. Feldman 2018). Solche Narrative überlagern die Tatsache, dass beide Grup-

pen in Deutschland ähnliche Ausgrenzungserfahrungen machen.

Die Zuspitzung der Diskussion hat handfeste, bedrohliche Auswirkungen auf den Alltag in Deutschland. Seit dem Terror der Hamas am 7. Oktober 2023 verzeichnen wir eine drastische Zunahme von Antisemitismus. Die Sicherheit jüdischer Einrichtungen ist massiv bedroht und die Zahl antisemitischer Straftaten hat einen traurigen Höchststand erreicht (vgl. Bundesverband RIAS 2024). Parallel dazu erleben wir eine besorgniserregende Welle von antimuslimischem Rassismus und Anschlägen auf Moscheen (vgl. CLAIM 2024). Diese doppelte Bedrohungslage zeigt, dass die Polarisierung das friedliche Zusammenleben insgesamt gefährdet. Betrachten Politik und Medien das Verhältnis zwischen Jüdinnen, Juden und Muslim:innen primär durch die Brille von Konflikt und Gewalt, bleiben die komplexen Realitäten des urbanen Alltags unentdeckt. So werden künstliche Fronten konstruiert, die ein Miteinander bereits im Keim als unmöglich erscheinen lassen.

Hier setzt die aktuelle Studie der Bertelsmann Stiftung zu den jüdisch-muslimischen Freundschafts-porträts an. In Zeiten zunehmender Polarisierung untersucht die vorliegende Arbeit mittels ethnografischer Methoden Beispiele gelungener oder zumindest versuchter Koexistenz. Ziel ist es, lokalen Zusammenhalt sichtbar zu machen und aufzuzeigen, dass das gesellschaftliche Solidarfundament vielerorts noch intakt ist. Diese Sichtbarmachung ist entscheidend: Solche unerzählten oder viel zu wenig erzählten Geschichten können ein „Gegennarrativ“ zu den dominanten Konflikt- und Misstrauensnarrativen bilden und so differenzierte und vielleicht auch optimistische Perspektiven in die öffentliche Debatte einbringen.

Die Relevanz dieser Bemühungen wird durch aktuelle gesellschaftliche Analysen bestätigt. So zeigt Aladin El-Mafaalani (2025) in seinem neuen Buch „Misstrauensgemeinschaften“, dass Vertrauen in einer komplexen Gesellschaft zwar immer wichtiger

wird, Misstrauen jedoch viel wahrscheinlicher ist. „Misstrauensgemeinschaften“ stellen demnach eine Gefahr für die gesellschaftliche Stabilität dar. Unsere Porträtstudie möchte dem mit ihren positiven, ambivalenten und komplexen Geschichten entgegenwirken. Sie haben das Potenzial, als soziale Ressourcen für ein gelingendes gesellschaftliches Miteinander zu wirken.

Die Daten für die zwölf Porträts jüdisch-muslimischer Freundschaften wurden im August 2025 in der urbanen Region Frankfurt Rhein-Main erhoben. Die Porträtierten spiegeln eine große gesellschaftliche Bandbreite wider – von progressiven LGBTQI+ bis hin zu konservativ religiösen Menschen. Sie legen die „fragilen Ressourcen für Hoffnung“ frei, die in den intimen, informellen Begegnungen und langfristigen Beziehungen des Alltags verborgen liegen (vgl. Gidley et al. 2025). Durch den Fokus auf die Mikroebene lokaler, persönlicher Interaktionen zeigt diese Forschung, dass Freundschaften und tragfähige Netzwerke als soziale Innovationen wirken können. Sie ermöglichen Aushandlungsprozesse und Konfliktbewältigung im Kleinen und leisten so einen substanziellen Beitrag zur gesellschaftlichen Kohäsion und zum Gemeinwohl.

Forschungsstand: Jüdisch-muslimische Begegnungen zwischen Polarisierung und lokaler Resilienz

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit jüdisch-muslimischen Beziehungen in Europa hat in den letzten Jahren an Intensität gewonnen. Ein Großteil der Forschung und des öffentlichen Diskurses tendiert dazu, die Beziehungen durch eine Konfliktlinse zu betrachten (Jikeli 2015). Der Fokus liegt dabei auf organisierten interreligiösen Dialogformaten (vgl. Becker 2019; Nagel und Peretz 2022), politischem Aktivismus (vgl. Atshan und Galor 2020) sowie der Problematik des Antisemitismus im Kontext muslimischer Zuwanderung. Diese makroana-

lytische Perspektive ist wichtig, riskiert jedoch, die lokalen Prozesse der Beheimatung und die langfristigen Beziehungen zwischen Jüdinnen, Juden und Muslim:innen im urbanen Umfeld zu übersehen (vgl. Emmerich 2025; Gidley und Everett 2022).

Die öffentliche Debatte über jüdisch-muslimische Beziehungen ist stark von nationalen Narrativen und Sicherheitspolitik geprägt. Insbesondere in Deutschland wird von Muslim:innen – analog zur Aufarbeitung der NS-Verbrechen durch die Mehrheitsgesellschaft – gefordert, Antisemitismus und Autoritarismus abzuschwören (vgl. Klinkhammer et al. 2011; Özyürek 2023) – unabhängig davon, welche politischen Überzeugungen die Einzelnen tatsächlich vertreten oder was sie persönlich im Einsatz für mehr Demokratie in ihrem Herkunftsland riskiert haben.

In ähnlicher Weise werden Jüdinnen und Juden in der medialen Außendarstellung primär in drei Bereichen vereinnahmt: im Kontext des Holocaust, als Zielscheiben von aktuellem Antisemitismus oder durch die Zuschreibung einer pauschalen proisraelischen beziehungsweise antipalästinensischen Haltung (Peretz 2023). Diese mediale Reduktion zwingt Jüdinnen und Juden in Deutschland häufig in eine Rolle, in der sie weniger als Individuen, sondern vielmehr als politische Repräsentant:innen oder historische Symbole wahrgenommen werden, die im deutschen Kontext zudem oft auf einen Diskurs permanenter Schutzbedürftigkeit reduziert werden.

Diese sicherheitsorientierte Politik, aber auch die Debatten über ein vermeintliches Scheitern einer multikulturellen Gesellschaft und staatlicher Integrationsbemühungen haben dazu geführt, dass religiöse und kulturelle Vielfalt primär als Quelle von Segregation und Konflikt gedeutet werden (vgl. Neal et al. 2013). Dies hat symbolische Grenzen zwischen gesellschaftlichen Gruppen verhärtet. Dabei gerät aus dem Blick, dass gesellschaftliche Grenzziehungen nicht durch angeborene Identitäten entstehen, sondern dass hierbei gesellschaftliche Aushandlungsprozesse maßgeblich sind (vgl. Koenig 2023).

Je nach strukturellem Kontext und der Verteilung von Macht gewinnen bestimmte Aspekte der eigenen Identität an Relevanz.

Die bisherige Forschung des internationalen ENCOUNTERS-Projekts¹, das von Partnern wie der Universität Heidelberg und dem Max-Planck-Institut in insgesamt sechs europäischen Städten (Berlin, Frankfurt am Main, London, Manchester, Paris, Straßburg) durchgeführt wurde, bestätigt, dass geopolitische Spannungen und Sicherheitspolitik formelle Begegnungen oft blockieren oder zumindest stark beeinflussen. So sind formelle interreligiöse Dialoge, wie sie in Frankfurt durch den Rat der Religionen oder andere Initiativen stattfinden, zwar wichtige Instrumente zur Deeskalation und zur Kooperation mit der Kommunalpolitik. Sie sind aber auch anfällig für interne und externe Krisen, insbesondere wenn transnationale Ereignisse im Nahen Osten die lokalen Allianzen auf die Probe stellen (Nagel and Peretz 2022). Entscheidend ist auch anzuerkennen, dass diese Dynamiken formeller jüdisch-muslimischer Begegnungen stets im Verhältnis zu einem europäischen gesellschaftlichen Ethos stehen, das durch die säkular-christliche Mehrheit geprägt wird. In Deutschland kommen der Kontext der NS-Vergangenheit und die daraus erwachsenen nationalen Selbstverständigungsprozesse hinzu, die Bedeutung vor allem für den Umgang mit Antisemitismus hierzulande haben.

Die ethnografische Forschung lässt die Makroebene hinter sich und beleuchtet, wie in städtischen Mikrokosmen wie dem Frankfurter Bahnhofsviertel oder Berlin-Neukölln lokale Resilienz und ein kosmopolitischer Habitus (vgl. Becker 2019) entstehen, die sich den makrosoziologischen Spannungen und polarisierenden Narrativen widersetzen. Die Metropole Frankfurt am Main mit ihrer hohen Diversität und starken Prägung durch jüdische Institutionen und Vielfaltspolitik dient hier als ideales Fallbeispiel.

¹ https://www.mmg.mpg.de/1321936/2024-Encounters_Executive-Summary_de.pdf

Im Frankfurter Bahnhofsviertel trafen seit den 50er Jahren die Nachkommen jüdischer Displaced Persons und seit den 70er Jahren türkisch-muslimische Arbeitsmigrant:innen aufeinander. Die Ethnografie dieses Viertels zeigt, dass alltägliche nachbarschaftliche Begegnungen und geschäftliche Beziehungen die Grundlage für langfristige jüdisch-muslimische Freundschaftsnetzwerke bilden (Emmerich 2025). Diese langjährigen Kontakte führen zu einer Verwischung und Auflösung symbolischer Grenzen. Gemeinsame Erfahrungen als Minderheit im Nachkriegsdeutschland, ein lokales Gemeinschaftsgefühl und multiethnische Netzwerke entwickeln eine eigene, verbindende Kraft und drängen religiöse Unterschiede in den Hintergrund (vgl. Emmerich 2024).

Der ethnografische Forschungsansatz lässt erkennen, dass Religion nicht immer der dominante Bezugspunkt ist. Eine wichtigere Rolle für die Zuschreibung von Identität spielen soziale und lokale Merkmale. Lokale Akteur:innen – insbesondere Unternehmer:innen und kreative Köpfe im Gastro- und Kultursektor – nutzen das Narrativ der Vielfalt und der geteilten Migrationsgeschichte des Bahnhofsviertels aktiv für Stadteilmaking und kulturelle Produktion. Diese unbefangenen Begegnungen unterhalb des Radars formaler Politik zeigen, dass Vertrauen und Intimität trotz geopolitischer und nationaler Spannungen aufgebaut werden können (vgl. Gidley et al. 2025). Dass die Beziehungen selbst nach dem 7. Oktober 2023 Bestand haben, unterstreicht die resiliente Kraft dieser lokalen Allianzen. Sie verweigern sich einer politischen Instrumentalisierung und beharren auf der Bedeutung etablierter sozialer Praktiken und des integrativen Charakters ihres Viertels (vgl. Emmerich 2025).

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die existierende Forschung die Herausforderungen der Polarisierung und die Komplexität der formellen Dialogstrukturen zwar beleuchtet, die mikrosoziologische Perspektive auf Freundschaftsnetzwerke und das Alltagsleben jedoch eine dringend notwendige Ergänzung darstellt. Sie liefert den Beweis, dass

interreligiöse Freundschaften und lokale Netzwerke Gegennarrative zur nationalen und internationalen Konfliktberichterstattung sind, und zeigt, dass symbolische Grenzen im urbanen Alltag verwischt werden können, was den gesellschaftlichen Zusammenhalt stärkt. Das vorliegende Forschungsvorhaben reiht sich in den aufkommenden „local-urban turn“ (Emmerich 2022) ein. Es rückt die alltäglichen Dynamiken des Miteinanders in den Mittelpunkt und liefert eine Perspektive der Differenzierung gegenüber der häufig pauschalen Negativdarstellung des gesellschaftlichen Zusammenlebens.

Fallbeispiel Frankfurt am Main

Frankfurt am Main zählt zu den internationalsten Städten Deutschlands. Bei einer Gesamtbevölkerung von rund 750.000 Menschen leben hier mehr als 120.000 Muslim:innen. Zudem gibt es eine große jüdische Gemeinde mit ungefähr 7.000 Mitgliedern². Fast 95 Prozent der Jüdinnen und Juden in Deutschland haben einen Migrationshintergrund (Cazés 2022). Diese demografische Konstellation schafft eine gemeinsame Minderheitenerfahrung mit den muslimischen Zuwanderungsgruppen, die seit den 60er Jahren als Arbeitsmigrant:innen und später als Geflüchtete ins Rhein-Main-Gebiet kamen.

Die Frankfurter Regionalgeschichte und die konkreten lokalen Räume liefern die Voraussetzungen, um zu einem interkulturellen Zusammenhalt im Konkreten beizutragen, der den oft politisierten öffentlichen Debatten entgegensteht. Das ist die Ausgangslage für die hier vorliegende dichte Untersuchung der Resilienz und der informellen Aushandlungsprozesse jenseits offizieller Dialogformate.

Frankfurt am Main hat sich diese internationale Geschichte bewusst angeeignet und zeichnet sich heute durch ein tief verankertes multikulturelles Selbstverständnis aus. Es schließt „Vielfalt“ als Wert und

² www.rat-der-religionen.de

als relevante Beschreibungskategorie der städtischen Realität ein. Zugehörigkeit wird hier eher über die Identifikation mit einer globalisierten, inhomogenen Stadtgesellschaft als über ethnische Zuschreibungen definiert (Barbehön und Münch 2016).

Obwohl urbane Zentren oft durch höhere Anonymität und eine Vielzahl konkurrierender Angebote gekennzeichnet sind, ermöglicht gerade ihre hohe Bevölkerungsdichte eine größere Diversität an Ressourcen, Ideen und Kooperationsmöglichkeiten. Dies schafft einen fruchtbaren Boden für die Vernetzung mit bestehenden zivilgesellschaftlichen und institutionellen Strukturen, wodurch die hier untersuchten Freundschaftsnetzwerke eine besondere Stabilität und Sichtbarkeit erfahren können.

Die Porträts aus Frankfurt beleuchten die Kontexteffekte einer superdiversen Metropole (vgl. Vertovec 2007). Jüdische und muslimische Minderheiten sind hier bereits lange vor dem aktuellen gesellschaftlichen Integrationsdiskurs aufeinandergetroffen. Ihre lokalen Allianzen zeigen, wie wichtig niedrighschwellige Begegnungsräume für einen gelingenden sozialen Zusammenhalt in einer heterogenen Stadtgesellschaft sind. Die gesammelten Freundschaftsporträts dienen dabei nicht nur der Darstellung von Einzelfällen, sondern ermöglichen die Identifizierung von Mustern und Potenzialen im urbanen Miteinander. Die gewonnenen Erkenntnisse können als Blaupause für andere großstädtische Quartiere in Deutschland dienen, in denen sich die Frage nach den Ressourcen stellt, die für einen gelingenden Zusammenhalt gestärkt werden sollten. Frankfurt und die Rhein-Main-Region erweisen sich so als Pilotregion und Innovationsraum für ein alltägliches, unkompliziertes Miteinander in einer superdiversen Gesellschaft, von dem wir alle profitieren können.



Methodik: qualitative Porträtstudie und visuelle Datenerhebung

In dieser Studie verfolgen wir einen qualitativ-interpretativen Forschungsansatz. Er ermöglicht eine tiefgehende Erfassung beziehungsbasierter und dynamischer sozialer Phänomene – in diesem Fall jüdisch-muslimischer Freundschaften in der Region Frankfurt und Rhein-Main. Das Studiendesign integriert eine qualitative Porträtstudie mit Elementen der visuellen Soziologie, um sowohl die narrativen Tiefenstrukturen oder Deep Stories (Hochschild 2016) der Freundschaften als auch deren performative Dimensionen zu erfassen (Goffman 1959).

Die Studie ist methodisch vom Forschungsprojekt ENCOUNTERS inspiriert und nutzt Prinzipien der Grounded Theory, um Analysekatoren wie „Institutionalisierte Freundschaft“ induktiv zu entwickeln. Die Daten für die zwölf Porträts wurden im August 2025 erhoben. Die Stichprobenziehung (N = zwölf Porträts, entsprechend 25 Protagonist:innen) erfolgte zielgerichtet und variierend, um ein breites Spektrum jüdisch-muslimischer Beziehungsformen abzubilden. Die Auswahl umfasst vier funktionale Allianztypen: informelle/private, professionelle, öffentliche/politische sowie oppositionelle/progressive. Dabei wurde eine breite Varianz an Migrationshintergründen, religiösen Strömungen und sozio-ökonomischen Schichten berücksichtigt. Diese Diversität gewährleistet eine umfassende Abbildung der sozialen Komplexität, die über traditionelle Dialogformate hinausgeht.

Die Datenerhebung basierte auf leitfadengestützten, narrativen Interviews, die in den natürlichen Begegnungsräumen (zum Teil den „Lieblingsorten“) der Protagonist:innen stattfanden. Ziel dieser Interviews war die Erfassung der Entstehungsgeschichte, der Bruchstellen – insbesondere um den 7. Oktober 2023 – und der Bewältigungsstrategien. Ein wesentliches methodisches Element stellte die Zusammenarbeit mit dem professionellen Fotografen Philip Eichler dar. Er begleitete die Interviews und übernahm die Rolle eines visuellen Ethnografen, dessen Aufnahmen über die reine Illustration hinausgingen. Seine Dokumentation der Begegnungsräume und geteilten Praktiken liefert eine weitere, nonverbale Datenquelle zur Analyse der Freundschaften. Zugleich hat die gemeinsame Produktion der Porträts Vertrauen aufgebaut und die Motivation der Protagonist:innen gestärkt, ihre Geschichte als wirksames Gegenarrativ auch zu veröffentlichen. Die positive Rolle der Region Frankfurt am Main als „kleine Metropole“ mit „kurzen Wegen“ stellte sich außerdem als sekundärer, aber positiver Kontextfaktor heraus, der Begegnungen jenseits politischer Konflikte ermöglichte.

Für die qualitative Auswertung kam eine angepasste thematische Analyse zum Einsatz. Zunächst wurden die Interviews transkribiert und anschließend codiert, um zentrale Kernkategorien zu identifizieren. In einer vergleichenden Cross-Case-Analyse konnten daraufhin sowohl übergreifende Muster der Resilienz als auch divergierende Ergebnisse herausge-

arbeitet werden. Die visuellen Daten (Fotografien) dienten dabei als wichtige ergänzende Quelle, um die erzählten Narrative interpretativ zu vertiefen. Um die wissenschaftliche Validität zu gewährleisten, haben wir ein hohes Maß an Transparenz sichergestellt und die höchsten ethischen Standards strikt eingehalten. Dazu gehörte die informierte Einwilligung (Consent) der Teilnehmenden (inklusive Model Release Verträge).

Jüdisch-Muslimische Freundschaftsforschung im Spannungsfeld von Mikro- und Makrokontext

Die Datenerhebung fand in einem gesellschaftlichen Klima statt, das von massiver Polarisierung und Konfliktinszenierung geprägt war. Ereignisse wie die Farbattache auf jüdische Aktivist:innen im Frankfurter „System Change Camp“ im Grüneburgpark im August 2025 oder die emotional aufgeladene „United 4 Gaza“-Demonstration im August 2025 schufen einen Makrokontext der akuten Bedrohung und des Misstrauens. Die Arbeit an der Studie umfasste somit weit mehr als die reine Datenerhebung. Es handelte sich um einen nahezu seismografischen Prozess, der die tiefen Verwerfungen der Gesellschaft, insbesondere nach dem 7. Oktober 2023, auf mikrosozialer Ebene messbar machte.

Das hat Konsequenzen für die Methodik. Sie muss die Herausforderungen der Feldforschung in den Vordergrund stellen: die Navigation zwischen Makro- und Mikrokontext in dieser Zeit sowie die damit verbundenen ethischen Dilemmata der Beteiligten, die in einem spürbaren Vertrauensverlust und der Sorge vor Instrumentalisierung zum Ausdruck kamen. Auch praktische Fragen wie die der Vergleichbarkeit der erhobenen Daten galt und gilt es im Blick zu haben.

Herausforderung Vergleichbarkeit

Die untersuchten Allianzen unterschieden sich in zeitlicher Hinsicht deutlich, was die Methodik in Bezug auf Vergleichbarkeit und Belastbarkeit vor Herausforderungen stellte. So galt es, tief verwurzelte, zweckfreie Freundschaften, die organisch gewachsen waren, mit zweckgebundenen Bündnissen zu vergleichen, die bewusst und reaktiv als Modell der Krisenintervention nach dem 7. Oktober 2023 geschmiedet wurden. Die Langzeitfreundschaften (zum Teil über 40 Jahre) bewiesen eine robuste Resilienz, da die Verwischung symbolischer Grenzen über Jahrzehnte hinweg zur Gewohnheit geworden war. Die Post-7.-Oktober-Allianzen hingegen mussten ihre Basis schneller und unter maximalem externen Druck aufbauen. Sie wurden von den Protagonist:innen nicht als „Feel-Good-Story“, sondern als existenzieller Akt der Demokratiebildung verstanden. Die Länge der Interviews, die zwischen einer und fünf Stunden reichte, spiegelt die Dringlichkeit des Erzählens und die Notwendigkeit der Entlastung in einer von Trauma und Sprachlosigkeit geprägten Zeit wider.

Misstrauen, Ablehnung und ethische Abwägungen

Auch das Geschlechterungleichgewicht in der Studie stellte eine methodische Herausforderung dar. Es war herausfordernd, reine Frauenporträts zu finden und umzusetzen. Dies deutet auf zusätzliche soziale und religiöse Barrieren für die öffentliche Sichtbarkeit muslimischer und jüdischer Frauen hin. Dieser Aspekt muss weiter erforscht werden.

Weitere methodische Herausforderungen lagen im aufkommenden Misstrauen und den Zugangsbarrieren vor Ort. Das Forschungsfeld war in Teilen durch einen wechselseitigen Verdacht der Instrumentalisierung geprägt, was wiederholt zu ablehnenden Haltungen führte. Es gab zahlreiche Absagen wie „Bin ich überhaupt muslimisch genug?“ oder direkte Ablehnung wie „Ich lebe unbekannt und ich lebe gut

– warum soll ich in diesen Zeiten mitmachen?“ . Der spontane, aus Angst begründete Rückzug eines muslimischen Teilnehmenden beim Anblick der Kamera verdeutlichte das reale Sicherheitsrisiko und die strukturelle Diskriminierung, die mit der öffentlichen Identifikation als Muslim:in verbunden sind.

Die Ablehnung kam nicht nur von außen, sondern auch aus den Communitys selbst. So äußerten Muslim:innen Angst vor Ächtung innerhalb der Gemeinschaft, während jüdische Organisationen wie die Jüdische Gemeinde Frankfurt und zahlreiche Moscheenverbände eine Teilnahme an der Studie offiziell ablehnten – teilweise aus Sorge, eine Beteiligung könnte als „politisch opportun“ oder als Relativierung des Israel-Gaza-Konflikts interpretiert werden.

Innerhalb dieser durchaus schwierigen Stichprobenziehung nimmt das Jüdisch-Muslimische Bildungswerk Maimonides in der Nähe von Mainz mit drei der zwölf Porträts eine besondere Rolle als institutioneller Ankerpunkt ein. In der Zeit nach dem 7. Oktober 2023, in der etablierte Großverbände und formelle Dialogstrukturen oft in Sprachlosigkeit erstarrten, erwies sich das Bildungswerk als eines der wenigen verbliebenen „Reallabore“ für eine funktionierende jüdisch-muslimische Zusammenarbeit. Im Sinne der Autoethnografie nutzte ich meine Doppelrolle als Forscher und ehrenamtliches Teammitglied bei Maimonides hierbei bewusst als methodisches Instrument. In einem Klima massiven Vertrauensverlustes ermöglichte dieser privilegierte Zugang vertrauensvolle Tiefe der Gespräche, die externen Beobachtenden in dieser Form verschlossen geblieben wäre. Während das Feld der Dialogpartner:innen bundesweit schrumpfte, bot das Umfeld von Maimonides einen Wissenscluster, in dem die Krise nicht zum Abbruch, sondern zur Reifepfung der Freundschaften führte. Die bewusste Einbeziehung dieser Akteur:innen dient dazu, Freundschaften und professionelle Beziehungen unter maximalem Druck zu analysieren.



Jüdinnen und Juden, Muslim:innen, Nachbar:innen – was das Frankfurter Bahnhofsviertel über Integration lehrt

Die Münchener Straße kennt in Frankfurt am Main fast jedes Kind – sie ist verrufen und gefeiert, ein Ort der Widersprüche und vor allem ein Experimentierraum für Koexistenz. Hier, im pulsierenden Bahnhofsviertel, stehen die langjährigen Freunde Fiszal Ajnwojner, Nazim Alemdar und Aydın Güneş, ein jüdischer und zwei muslimische Unternehmer, seit vielen Jahrzehnten für eine Wirklichkeit, die so gar nicht zu den zunehmend lauten migrationskritischen Stimmen in der Öffentlichkeit passen will.

Ihr Beispiel macht deutlich, dass im Mikrokosmos einer superdiversen Nachbarschaft Vertrauen entstehen kann, das schwerer wiegt als religiöse oder ethnische Schubladen, die durch gesellschaftliche Diskurse von außen herangetragen werden. Während Fiszels jüdische Familie nach der Shoah aus Polen nach Frankfurt kam, entstammen Nazim und Aydın türkischen Gastarbeiterfamilien der ersten und zweiten Generation. Gemeinsam bilden die drei ein generationenübergreifendes, multiethnisches und multireligiöses Netzwerk – eine Form des Zusammenlebens, wie sie in einem Ankunftsquartier wie dem Frankfurter Bahnhofsviertel über Jahrzehnte entstehen konnte und heute zunehmend unter Druck steht. Durch ihren alltäglichen Umgang miteinander wurden die drei ungewollt zu Pionieren des interreligiösen Dialogs. Damit widerlegen sie Vorurteile über jüdisch-muslimische Gegensätze.

„Wir sind zusammen aufgewachsen.“

Fiszal, der im Viertel als „Ehreneinwohner“ bekannt ist, blickt auf eine Ära zurück, in der gute Geschäfte und nachbarschaftliche Hilfe ein recht robustes soziales Netz bildeten – über alle Unterschiede hinweg. Seine aus Polen stammende jüdische Familie betrieb von den 50er Jahren bis in die Anfang 2000er Jahre mehrere Unternehmen in der Münchener Straße, in denen bis zuletzt fast ausschließlich muslimische Mitarbeitende tätig waren. Fiszal, der inzwischen im Westend wohnt und dort als Hausmeister in der Synagoge wirkt, unterstützte junge muslimische Männer mit kleinen Krediten, bot ihnen in seinen Betrieben eine erste berufliche Ausbildung an und pflegt bis heute eine tiefe sprachliche und kulturelle Verbundenheit mit der türkischen Community.

„Man muss sich an einem Ort wie dem Bahnhofsviertel selbst ein bisschen auf die Schippe nehmen.“ Fizel

Wie Fizel ist auch Nazim, der Inhaber des weit über die Stadtgrenzen hinaus bekannten Kult-Kiosks „Yok-Yok“, eine Institution im Frankfurter Bahnhofsviertel. Geboren und aufgewachsen in einem multiethnischen Viertel in Istanbul, brachte er von dort die Offenheit für religiöse und kulturelle

Vielfalt mit nach Frankfurt. Seit Jahrzehnten prägt er das soziale Gefüge der Münchener Straße, wobei er bereits in seinen Anfängen als Betreiber einer Videothek im „City-Basar“ eng mit jüdischen Geschäftsleuten zusammenarbeitete und von ihrem Umgang mit Minderheitenerfahrungen lernte. Nazim gilt als Brückenbauer, der seinen Laden auch als Ausstellungsraum für jüdische Kunst nutzt – so verband ihn eine enge Freundschaft mit dem Maler Max Weinberg.

Auch Aydın führt heute einen Kiosk, er befindet sich direkt gegenüber der Merkez-Moschee in der Münchener Straße und damit unmittelbar neben dem ehemaligen Laden von Fizel. Schon als Teenager arbeitete Aydın bei Fizel, genau wie zuvor sein Vater. Heute führt Aydın sein Geschäft ganz im Geiste seines einstigen Mentors: Auch sein Kiosk gilt als sozialer Knotenpunkt und „Ohr des Viertels“, ein Ort, an dem Nachbar:innen zusammenkommen, um Informationen auszutauschen und die neuesten Geschichten zu hören. Wann immer Fizel das Bahnhofsviertel besucht, führt ihn sein erster Weg zu Aydın. Dort pflegen sie ihre Freundschaft bei einem Gespräch, Kaffee und dem obligatorischen Rubbellos.

Nachhilfe für muslimische Jungs im jüdischen Laden

Bei unserem Treffen zuerst im bekannten türkischen Alim Fischimbiss und danach in Aydın Kiosk erzählt Fizel, wie sein Laden für viele Kinder der benachbarten Gastarbeiterfamilien zum zweiten Zuhause wurde: Während die Eltern arbeiteten, saßen die Kinder bei Fizel im Hinterzimmer und machten ihre Hausaufgaben. Fizel und sein Bruder schauten über die Hefte und kauften Schulbücher, wenn das Geld in den Familien knapp war. Sie gaben den Jugendlichen nicht nur ihre ersten Jobs als Laufburschen, sondern vermittelten ihnen auch kaufmännisches Wissen und den Mut, trotz der Hürden des deutschen Schulsystems an den eigenen Aufstieg zu glauben. Für viele dieser heute erwachsenen Männer waren die jüdischen Ladenbesitzer die Ersten, die ihr Potenzial erkannten und sie mit Würde behandelten. Eine Behandlung, die sie außerhalb des Viertels oft vermissten.

In unserem Gespräch wird deutlich, dass dieses pragmatische nachbarschaftliche Miteinander auch davon profitierte, dass die gesellschaftliche Debatte weniger polarisiert war: „Damals gab es die Idee, dass sich Juden und Muslime stark unterscheiden, aber nicht so stark wie heute. Wir waren alle einfach hier und haben diese Unterschiede gar nicht wahrgenommen. Das war Nachbarschaft“, so Nazim. Diese Solidarität war und ist eine wichtige Ressource in diesem Viertel, das stets auch von Kriminalität, dem Rotlichtmilieu und dem Kampf ums Überleben geprägt war. Die



Freundschaft zu Nazim und Aydın, die Fizel als „tolle Jungs“ bezeichnet, fußt auf gegenseitigem Respekt und der Erkenntnis, dass sie in der deutschen Mehrheitsgesellschaft zu Minderheiten mit ähnlichen Herausforderungen gehören: Wie zum Beispiel der Erfahrung von struktureller Diskriminierung, dem erschwerten Zugang zu Bildungschancen sowie der Notwendigkeit, sich in einem stigmatisierten Umfeld durch gegenseitigen Schutz eigene „sichere Häfen“ zu schaffen.

Die muslimischen Jugendlichen sahen dabei in den jüdischen Geschäftsleuten Vorbilder: „Unsere jüdischen Abis [türkisch für ältere Brüder] der Münchener Straße“, beschreibt es ein türkischer Hotelier. Fizel erinnert sich, dass er ihnen auch schon mal sein Auto geliehen hat, als sie als junge Erwachsene ihrem Date imponieren wollten.

Ein widerstandsfähiges urbanes Netzwerk

Die Akteursvielfalt im Bahnhofsviertel – Jüdinnen und Juden, Türk:innen, Kurd:innen, verschiedene muslimische Milieus und Unternehmer:innen – ist enorm. Doch genau die kleinteilige lokale Öffentlichkeit erweist sich als Chance, weil sie einem regen persönlichen Austausch die Türen öffnet. Fizel war in den Moscheen und türkischen Geschäften des Viertels seit jeher präsent: „Ich ging in die Cami [Moschee], ich spielte dort Tischtennis. Da ist so ein Verschlag, gerade mal so groß wie der Tisch – mit einem Friseur für vier Mark“, erzählt er. Nazim nickt und lacht bei dieser lebhaften Schilderung. Heute legt er weiterhin Wert auf die gute Nachbarschaft: Er lädt seinen jüdischen Geschäftsnachbarn in der Münchener Straße sowohl zur Hochzeit seiner Tochter als auch zum alljährlichen Fastenbrechen ein. Als Zeichen der Wertschätzung und Verbundenheit kehrt er bis heute jeden Morgen den Gehweg vor dessen Geschäft mit seinem Besen mit.

Die gegenseitige Unterstützung in Notlagen – wie etwa Fizels unbürokratische finanzielle Hilfe für Nachbar:innen bei familiären Krisen oder die gemeinsame

Absicherung der Läden – und das vereinte Interesse an einer lebenswerten Straße – dienen bis heute nicht nur der Gemeinschaftsbildung, sondern auch der lokalen Demokratie. Auch Konflikte, etwa zwischen Alteingesessenen und Neuankömmlingen, werden hier artikuliert und ausgetragen. So diskutieren die Ladenbesitzer oft hitzig über die zunehmende Vermüllung oder die Verdrängung durch neue Luxussanierungen, wobei die alteingesessenen jüdischen und muslimischen Nachbarn meist geschlossen für den Erhalt ihrer gewachsenen Strukturen eintreten.

„Für mich gilt: einmal Bahnhof, immer Bahnhof. Wir sind hier gemeinsam aufgewachsen, wir gehören hierher, wir sind eine Gemeinschaft.“ Aydin

Die Sprache der Koexistenz

Ein zentrales Element des besonderen Miteinanders im Bahnhofsviertel ist dessen sprachliche Vielfalt – ein Kaleidoskop aus Deutsch, Türkisch, Jiddisch, Russisch, Arabisch, Polnisch, Kurdisch, Farsi und anderen Sprachen. Keine genießt hier einen Vorrang. Dabei verschwimmen nicht nur die Grenzen zwischen den Kulturen, sie werden auch aktiv und humorvoll überschritten. So lernten Aydin und andere muslimische Jugendliche in Fiszels Geschäft Jiddisch von den älteren aschkenasischen Juden und gaben es in einer Art „Sprachfusion“ an ihre Kinder weiter. Ein muslimischer Mitarbeiter von Fizel sprach so fließend Jiddisch, dass ein kanadischer Rabbiner ihn ungläubig fragte, ob er nicht doch Jude sei. Fizel selbst verwendet regelmäßig türkische und arabische Ausdrücke, die ihm viel Anerkennung in den muslimischen Communitys einbringen.

Als Nazim und Fizel sich vor dem „Yok-Yok“ treffen, begrüßt Nazim respektvoll auf Türkisch: „Nasilsin, Patron?“ („Wie geht es dir, Chef?“). Fizel erwidert dies prompt ebenfalls auf Türkisch mit einem herzlichen „Aslan gibi, abi!“ („Stark wie ein Löwe, Bruder!“). Nazim lacht und betont den tiefen Respekt, den Fizel im Viertel genießt. Wären hier heute Wahlen, stünde mit Fizel der Sieger fest – alle Muslime würden für ihn stimmen, so lautet die scherzhafte Prognose.

Der oft raue, humorvolle Umgang zwischen den Männern ist ebenfalls ein Vertrauensbeweis und ein Zeichen dafür, dass die Hürden für einen Austausch niedrig sind. „Man muss sich an einem Ort wie dem Bahnhofsviertel selbst ein bisschen auf die Schippe nehmen“, erklärt Fizel. Scherze, die ethnische und regionale Klischees karikieren, sind Teil eines ungeschriebenen Gesetzes der Münchener Straße. Sie dienen als Ventil und Mittel zum Spannungsabbau. Das gemeinsame Lachen über Eigenarten statt deren Tabuisierung ist ein Akt der Anerkennung und Zugehörigkeit.

Gleichzeitig bleibt festzuhalten, dass dieses lokale Netzwerk stark männlich dominiert ist, während Frauen in den Erzählungen oft nur am Rande vorkommen. In der Realität des Viertels sind sie zwar als Ladenbesitzerinnen und Angestellte an den Kassen präsent, doch der öffentliche Raum der Cafés und informellen Verhandlungsorte bleibt weiterhin weitgehend männlich besetzt.

Zukunftsängste und Lehren aus der Vergangenheit

Die Gesprächspartner sind sich einig, dass der robuste Zusammenhalt von einst heute vor allem durch eine zunehmende Ideologisierung und mangelnden Respekt in Gefahr ist. Nazim berichtet von religiösen Akteuren, die ihn, weil er in seinem Kiosk Alkohol verkauft, als „schlechten Muslim“ beschimpfen.“ Seine Antwort ist pragmatisch: „Ich trinke selber keinen Alkohol und stelle diesen auch nicht zur Schau. Am Ende muss jeder frei entscheiden können, das ist auch das Bahnhofsviertel.“ Der Verkauf von Alkohol, insbesondere in Zeiten des alljährlichen Fastenbrechens, wurde von konservativen Teilen der örtlichen Moschee tatsächlich beanstandet. Ein Vertreter der Moschee erklärt dazu: „Wir müssen pragmatisch sein. Das ist die Realität im Bahnhofsviertel und für gute Beziehungen in der Nachbarschaft müssen wir das akzeptieren. Deshalb nimmt unser Imam natürlich teil und gibt seinen Segen.“

Fizel ergänzt, dass heute vor allem junge Männer ohne Bezug zur lokalen Geschichte Hass aus den Sozialen Medien in das Viertel tragen. Dieser Wandel gefährdet den „sicheren Hafen“ der Münchener Straße, da radikale politische Kräfte zunehmend den Ton angeben und das gewachsene Vertrauen zwischen den Alteingesessenen verdrängen würden. Er kritisiert das Fehlen einer schnellen und konsequenten Integration sowie die wachsende Intoleranz in einigen muslimischen Kreisen. Nazim bestätigt dies und bezeichnet die Radikalisierung von Jugendlichen ohne echte Perspektive als eine „Zeitbombe für Deutschland“.

Alte Schule der Integration und das Ende einer Ära

Die verflochtenen Lebensgeschichten der drei sind eine Lehre auch für die Stadtpolitik: Das, was hier im Kleinen gelebt wird – Pragmatismus, Vertrauen und gegenseitiger Respekt – muss als universelles Prinzip gegen die neue Welle der Polarisierung verteidigt werden. Fizels Engagement reicht heute weit über die Münchener Straße hinaus, bis in die Kunst- und Kulturwelt. Er spielte eine Rolle in der preisgekrönten ARD-Serie „Die Zweiflers“ und brachte damit die jiddische Kultur des Bahnhofsviertels ins deutsche Fernsehen. Diese späte Berühmtheit ist ein weiteres Zeugnis seiner kulturellen Vermittlungsarbeit.

„Damals gab es die Idee, dass sich Juden und Muslime stark unterscheiden, aber nicht so stark wie heute. Wir waren alle einfach hier und haben diese Unterschiede gar nicht wahrgenommen. Das war Nachbarschaft.“ Nazim

Die Verbundenheit von Fizel, Nazim und Aydın beweist, dass die Münchener Straße in Frankfurt am Main ein Ort ist, an dem Toleranz, pragmatischer Humor und Alltag eine Blaupause für eine widerstandsfähige, postmigrantische Gesellschaft liefern können. Die drei Männer repräsentieren zugleich eine „alte Schule“ der Integration, in der Gegensätze überwunden wurden. In ihrer Kritik an den „neuen“ Gruppen, der Veränderung der Münchener Straße durch Gentrifizierung sowie an einer veränderten politischen Stimmung schwingt die Melancholie des Endes einer Ära mit.



Misbah Arshad und Daniel Wasner – ein Podcast als Anker für den pragmatischen Blick nach vorne

Auf dem Tisch im jüdisch-muslimischen Bildungswerk Maimonides stehen Kaffeetassen und frisch gebackener Kuchen, dazwischen liegen Flyer für den nächsten Demokratie-Workshop. Daniel Wasner bietet einen Stuhl an und lädt ein, sich zu bedienen. Dass er hier als Gastgeber auftritt und für die Arbeit des Bildungswerks spricht, war zunächst nicht selbstverständlich. Bekannte aus der jüdischen Community schauten skeptisch auf sein Ansinnen, denn in dem Dialog und der Zusammenarbeit mit Muslim:innen sahen sie ein politisches Minenfeld: „Es gab viel Gegenwind, auch von Freunden von mir, die meinten: Nein, Daniel, mach das nicht. Was willst du mit denen? Die wollen dich doch einfach nur instrumentalisieren.“

Seine jetzige muslimische Kollegin im Bildungswerk, Misbah Arshad, begegnet solchen Vorurteilen mit Entschlossenheit. Genau das sei der Kern ihrer gemeinsamen Arbeit: „Ich sage ja immer: Wenn nicht jetzt, wann dann? Gerade weil es diesen Konflikt gibt, brauchen wir diese Zusammenarbeit doch umso mehr. Was wäre denn die Alternative? Nicht aufeinander zuzugehen?“ Diese Haltung, die Daniel trotz anfänglicher Bedenken inzwischen begeistert teilt, ist bezeichnend für ihre kollegiale Verbundenheit.

Misbah, pädagogische Leiterin des jüdisch-muslimischen Bildungswerks Maimonides in Ingelheim, und Daniel, Lehramtsstudent und tief in der jüdischen Aktivismusszene verwurzelt, zeigen, wie eine bewusste Begegnung in eine tragfähige Zusammenarbeit münden kann. Dabei erweist sich das Bildungswerk als idealer Rahmen, weil es eine der wenigen Institutionen in Deutschland ist, die sich exklusiv dem jüdisch-muslimischen Dialog verschrieben haben. Das sorgt für Kontinuität und bereitet den Boden, um auch Neues auszuprobieren – wie einen interreligiösen Podcast. Die Geschichte von Misbah und Daniel ist damit auch ein Beweis dafür, dass Verständigung nicht auf leise Zeiten warten muss, sondern gerade in der Krise nötig ist – und funktioniert, wenn die Rahmenbedingungen günstig sind.

Selbstbewusste Fortführung einer langen Tradition jüdisch-muslimischer Kooperation

Die erste Begegnung von Misbah und Daniel hatte noch gar nichts mit der späteren Zusammenarbeit zu tun, sondern entsprang ihrem gemeinsamen Engagement: Sie trafen sich beim „Meet a Jew“-Jahrestreffen des Zentralrats der Juden in Berlin, bei dem Misbah und ihr Team einen Workshop zu jüdisch-muslimischen Themen präsentierten. In der Wahrnehmung der beiden war dieses Setting – muslimische Akteur:innen, die auf einer rein jüdischen Tagung das Verbindende in den Fokus rücken – bereits ein wichtiger Akt des „Sichtbarmachens“ und „der Irritation“ im besten Sinne. Der Workshop war der bestbesuchte der Tagung: „Ich weiß noch, dass wir immer noch Stühle nachstellen mussten“, erinnert sich Misbah. Sie wertet diesen Umstand als Beleg dafür, dass es einen dringenden Bedarf und ein großes Interesse an solchen positiven und konträr laufenden Narrativen gibt.

„Ich sage ja immer: Gerade, weil es diesen Konflikt gibt, brauchen wir diese Zusammenarbeit doch umso mehr. Was wäre denn die Alternative? Nicht aufeinander zuzugehen?“ Misbah

Daniel, Sohn jüdischer Kontingentflüchtlinge aus der ehemaligen Sowjetunion, war sofort begeistert. Er bringt wertvolle Erfahrungen aus seiner Arbeit als Gründer der jüdischen Hochschulgruppe an seiner Universität und als Leiter des jüdischen Jugendzentrums in Mainz mit in das Bildungswerk ein. Sich selbst bezeichnet er als „Brückenbauer“ und fragte beim Workshop direkt nach: „Wie kann ich bei euch

mitmachen?“ Dass das Bildungswerk im Rhein-Main-Gebiet angesiedelt ist, war da ein glücklicher Zufall. Zwischen Daniel und Misbah gab es keinen Moment des „gegenseitigen Abtastens“ oder des Abwägens, die persönliche Sympathie war sofort da. Misbah freute sich, mit Daniel endlich jemanden „jünger als ich“ zu finden, und sah schnell die Möglichkeit, diese Zusammenarbeit zu einem „Puffer“ gegen gesellschaftliche Polarisierung zu machen. Maßgeblich war und ist für beide die Grundauffassung, dass – wie Daniel es formuliert – „Jüdinnen und Juden sowie Muslime eigentlich viel mehr Gemeinsamkeiten als Trennendes haben.“ In Deutschland bekäme man „fast schon mit der Muttermilch“ das Gegenteil vermittelt: „Juden und Muslime sind Feinde. Dieses Vorurteil bricht aber genau dann auf, wenn man sich einmal konkret die Merkmale von Freundschaften oder die Praxis der Zusammenarbeit ansieht.“

Im Bildungswerk sieht das beispielsweise so aus: Bevor ein Social-Media-Post online geht, prüft Daniel ihn aus seiner jüdischen Perspektive und Misbah bringt den muslimischen Blick ein. Es ist ein unaufgeregtes Hand-in-Hand-Arbeiten in den Niederungen des Alltags. So wird sichergestellt, dass die jüdisch-muslimische Kooperation in jedem Screenshot und jedem Flyer tatsächlich gelebt wird.

Gewachsene Struktur des Dialogs in Rheinland-Pfalz als Basis

Ihre Zusammenarbeit führt eine lange Tradition fort, die bis zur Gründung der Schura Rheinland-Pfalz zurückreicht. Sie wurde im April 2013 offiziell als multiethnischer und pluralistischer Landesverband gegründet, der 15 Moscheegemeinden verschiedener Konfessionen und Nationalitäten vereint und sich seither als Partner für das Gemeinwohl versteht. Wissenstransfer und Unterstützung aus der jüdischen Gemeinde halfen dabei maßgeblich. Durch diese vermittelnde Brückenfunktion zwischen Muslim:innen, Nichtmuslim:innen und der Politik ist über 20 Jahre eine Struktur des Dialogs gewachsen, die in der Feier des fünfjährigen Bestehens des Maimonides Bildungswerks im Juni 2025 ihren vorläufigen Höhepunkt fand.

Die Redner:innen bei diesem Jubiläum, darunter die rheinland-pfälzische Integrationsministerin Katharina Binz, unterstrichen die Rolle des Bildungswerks als bundesweites Modellprojekt. Die Antisemitismusbeauftragte Monika Fuhr hob hervor, dass dessen Materialien aufgrund seines Erfolgs bereits von anderen Bundesländern übernommen werden. Rabbiner Aaron Vernikovsky setzte religiöse Impulse, die die tiefen historischen und theologischen Gemeinsamkeiten beider Religionen betonten.

Podcast im jüdisch-muslimischen Tandem

Von der Küche gehen wir in den Produktionsraum. Dort lehnen Roll-ups mit der Aufschrift „Begegnung“ an der Wand, daneben liegen die Entwürfe für das neueste Projekt. Mit dem interreligiösen Videopodcast „Glaubensbrücken“ hat Daniel einen ganz eigenen Beitrag zum Bildungswerk geleistet. „Das ist mein Baby“, sagt er lachend. Mit seiner Hartnäckigkeit habe er die Kolleg:innen im Bildungswerk regelrecht „genervt“, bis sie ihm schließlich grünes Licht für die Produktion gaben. Misbah ist sehr dankbar für Daniels Initiative, die die Vermittlungsanliegen des Bildungswerks in ein neues Format gegossen hat.

„Juden und Muslime sind Feinde. Dieses Vorurteil bricht aber genau dann auf, wenn man sich einmal konkret die Merkmale von Freundschaften oder die Praxis der Zusammenarbeit ansieht.“ Daniel

Gemeinsam machen sich Daniel und Misbah in dem Podcast auf eine theologische und historische Entdeckungsreise. Ihr Anspruch ist es, Gemeinsamkeiten zwischen Judentum und Islam aufzuzeigen, weit verbreitete Feindbilder zu durchbrechen und stattdessen Allianzen hervorzuheben, um gesellschaftlichen Spannungen entgegenzuwirken. Denn, wie Misbah unterstreicht: „Die jüdisch-muslimischen Beziehungen fangen nicht mit dem Nahostkonflikt an und hören mit ihm auch nicht auf.“ Mit ihrer Arbeit wollen sie insbesondere zeigen, dass Jüdinnen, Juden und Muslim:innen eine Initiative aus eigener Kraft starten können, ohne auf Dritte angewiesen zu sein. Ihnen liege daran, „Juden und Muslime nicht nur als Gäste von christlichen Trägern“



zusammenzubringen, sagt Misbah. Aus ihrer Sicht bedarf es einer eigenen, selbst initiierten Kooperation. „Es ist gut, dass ihr das mal selbst in die Hand nehmt und euch das herausnehmt“, wird Misbah oft gesagt. Das andere ist schon so ausgelutscht.“

Die theologische Entdeckungsreise, die sie in ihrem Podcast unternehmen, liefert einige humorvolle und tiefgründige Anekdoten. Beispiele sind die in der Geschichte immer wieder aufkommende Sorge jüdischer und muslimischer Gelehrter, Kaffee müsse verboten werden, oder die unterschiedlichen Jenseitsvorstellungen. Während Daniel das jüdische Konzept des Tikkun Olam erklärte – „dass du quasi auf Erden den Himmel erschaffst“ –, konterte Misbah mit der islamischen Vorstellung, dass die Seele im Paradies „upgegradet“ werden könne, um eine „Familienzusammenführung“ zu ermöglichen. Daniel verglich dies scherzhaft mit dem deutschen „Familiennachzug“. All diese Parallelen werden in „Bildimpulsen“ aufbereitet, bei denen es Misbah wichtig ist, dass sie „zugänglicher als nur für Akademiker“ sind und von der Allgemeinheit verstanden werden.

Der Spannungsbogen: Die Bewährungsprobe des Vertrauens

Das ist typisch für das Bildungswerk, das einen pragmatischen Fokus auf das Positive und Verbindende legt. Gleichwohl darf die politische Realität nicht ignoriert werden, da sind sich Misbah und Daniel einig. Misbahs Devise lautet: „Alles darf auf den Tisch“, solange man danach noch eine Tasse „Kaffee zusammen trinken“ kann.

Daniel erzählt von einem Schreckmoment, der sein Vertrauen auf eine Probe stellte: Im Büro des Bildungszentrums sah er ein Buch mit einem provokanten Titel zum 7. Oktober 2023 und dem Begriff „Apartheid“ liegen. Als Geschichtsstudent, der sich intensiv mit dem Nahostkonflikt beschäftigt, und als jüdischer Aktivist, der in seiner Community die Angst vor einer Rückkehr in die 30er Jahre spürt, löste das bei

ihm sofort Verunsicherung aus. „Wieso lest ihr das jetzt?“, habe er gefragt. „Muss ich mir Sorgen machen?“ Misbah intervenierte jedoch sofort und erklärte, dass es sich um Material zur Extremismusaufklärung handelte, das gesichtet werde. Der Vorfall steht für die Kultur der Offenheit, die für die Existenz des jüdisch-muslimischen Bildungswerks essenziell ist, die aber auch Zumutungen mit sich bringt. „Hier prallen Welten aufeinander. Und sie dürfen auch aufeinanderprallen“, formuliert es Misbah.

Der „Soziale Ort“ Maimonides: Pragmatisches Miteinander als Antwort auf Polarisierung

Das Bildungswerk Maimonides versteht sich als Gegenpol zu Institutionen, die sich der Konfliktbearbeitung annehmen, und legt selbst den Schwerpunkt auf Gemeinwohlorientierung und lokalen Dialog. Misbah und Daniel wollen als jüdisch-muslimisches Tandem „stereotype Vorstellungen abbauen“ und ein Miteinander als Normalität demonstrieren. „Wir tragen den Konflikt auf dem Rücken, wir haben ihn immer im Rucksack, aber das ist nicht das Thema, mit dem wir einsteigen wollen“, ist ihr gemeinsames Credo. Daniel entscheidet sich sogar bewusst gegen den Konsum polarisierender Konfliktnachrichten, um Energie für die „schönen Themen“ der Begeg-

„Die jüdisch-muslimischen Beziehungen fangen nicht mit dem Nahostkonflikt an und hören mit ihm auch nicht auf.“ Misbah

nung zu behalten. Misbah und Daniel beweisen mit ihrer Arbeit und insbesondere dem innovativen Format des interreligiösen Podcasts, dass ihre „institutionalisierte Freundschaft“ einen wirksamen Beitrag für eine offene Gesellschaft in polarisierenden Zeiten leisten kann: „Wenn nicht jetzt, wann dann?“



Hilime Arslaner und Alon Meyer – Verantwortung für die Stadt

„Was uns verbindet“, so Hilime Arslaner bei strahlendem Sonnenschein an den Frankfurter Mainterrassen, „ist, dass wir beide wissen, wie der oder die jeweils andere tickt. Wir haben ein Gespür dafür entwickelt, wer wichtig für die Stadtgesellschaft ist und wo man andocken beziehungsweise bohren muss. Dieses Feingefühl ist, glaube ich, etwas, das wir gemeinsam haben.“

Die Freundschaft zwischen der grünen Politikerin Hilime Arslaner und dem Unternehmer sowie Präsidenten des jüdischen Sportverbandes MAKKABI Deutschland, Alon Meyer, fällt nicht unter die gängigen Gesten des politischen Dialogs. Es ist ein Bündnis, das in gegenseitigem Vertrauen und der gemeinsamen Liebe zur Stadt Frankfurt fußt. Und diese Freundschaft ist ein Beispiel dafür, wie persönliche Beziehungen und ein „Gefühl für die richtigen Leute“, wie Arslaner sagt, gesellschaftliche Veränderungen bewirken können.

Hilime Arslaner ist in der Türkei geboren und zog im Alter von fünf Jahren nach Frankfurt. Dort bekleidet sie seit 2021 als „erste Bürgerin der Stadt“ das Amt der Stadtverordnetenvorsteherin. Die Diplom-Volkswirtin beschreibt sich als „typisches Gastarbeiterkind“, dessen Eltern hart arbeiteten, um ihr und ihren Geschwistern den „Aufstieg durch Bildung“ zu ermöglichen. Sich politisch zu engagieren, ist ihr ein Herzensanliegen. Ihr gegenwärtiges Amt nutzt sie, um sich gegen jegliche Form von Diskriminierung einzusetzen und junge Menschen zur politischen Mitwirkung zu ermutigen.

Alon Meyer ist gebürtiger Frankfurter und arbeitet als Diplom-Kaufmann im Immobilienbereich. Er ist das Gesicht des jüdischen Sports in Deutschland: Seit 2007 ist er Präsident des TuS Makkabi Frankfurt und seit 2013 Präsident des deutschen Dachverbandes MAKKABI Deutschland. Sein Engagement liegt in der Familie, sein Vater war einer der Gründer des Frankfurter Vereins im Jahr 1965. Der Sport kann nach seiner Überzeugung einen wichtigen Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenhalt leisten. Auch Makkabi soll dafür eine Plattform sein.

Vertrauen von Anfang an

Meyer erinnert sich an sein erstes Treffen mit Hilime Arslaner. Dabei ging es um das Projekt einer eigenen Sportanlage für Makkabi Frankfurt; für ihn ein „jüdisches und sportliches Zuhause“, das es in dieser Form weltweit kaum gibt. „In jedem Gespräch“, sagt Alon Meyer, „frage ich mich: Ist der Einsatz amtsbedingt oder kommt er von Herzen? Manchmal spürt man es sofort, wenn jemand nicht spricht, weil er muss, sondern weil er es aus vollster Überzeugung meint.“ Bei Hilime, da ist er sich sicher, „war das sofort spürbar.“ Arslaner, die sich von Anfang an für das Makkabi-Sportplatz-Projekt einsetzte, sah in Meyer ebenfalls nicht nur einen Vertreter der jüdischen Gemeinde, sondern einen Menschen mit klarer Haltung: „Sie ist offen, ehrlich und man zieht dann entweder an einem Strang oder sagt von vornherein klar Nein.“ Dieses gegenseitige intuitive Vertrauen bildete die Basis für ihre langjährige Zusammenarbeit.

„Bei Makkabi sind mehr Muslime als Juden. Ich finde das toll. Die laufen alle für unsere Werte.“ Alon

Brücken über Loyalitätskonflikte hinweg

Ihre Freundschaft sei jedoch keine „Friede-Freude-Eierkuchen-Veranstaltung“, bei der politische Konflikte außen vor blieben, unterstreicht er. Insbesondere der Gaza-Krieg und die damit verbundenen propalästinensischen Demonstrationen in Frankfurt bringen Spannungen und Loyalitätskonflikte aus ihren Communitys in beider Alltag. Meyer berichtet von heftiger Kritik aus seinem jüdischen Umfeld, die sich gegen die politische Führung Frankfurts richtet: „Sie fragen dann: Wie kannst du neben Mike Josef auf dem Podium sitzen?“ Gemeint ist der Oberbürgermeister, der nicht nur das Change Camp von Aktivist:innen in einem großen Frankfurter Park, sondern auch die Besetzung eines leeren Ladenlokals im Gallusviertel durch das Internationalistische Zentrum (IZ) erlaubt habe. „Er hätte den Stecker sofort ziehen müssen“, glaubt Meyer. Die Wut über die vermeintlich unzureichende politische Reaktion der Stadt – insbesondere die Duldung von Räumen, in denen ein „andauernder Genozid in Palästina“ angeprangert werde – trifft ihn persönlich.

Seine Freundschaft mit Hilime Arslaner erweist sich jedoch als Brücke zur Konfliktbewältigung im Kleinen. Statt die „Dialogzelte komplett abzubrennen“, wie es radikale Kräfte fordern, statt öffentlicher Diffamierung und Frontenbildung, nutzen Meyer und Arslaner ihr vertrauensvolles Verhältnis, um Wege der Verständigung zu suchen und die Wogen auf beiden Seiten zu glätten. Meyer beschreibt einen typischen Ablauf: „Unsere Methode ist das direkte, vertrauliche Gespräch. Ich rufe Hilime an, wenn ich ein Problem habe. Sie erklärt mir ihren Standpunkt und ich nehme mir das zu Herzen. Wir reden offen und ich bin bereit zu sagen: Vielleicht hat sie recht, vielleicht muss ich es in Zukunft mal ändern.“ So schaffen sie die praktischen Voraussetzungen für ein funktionierendes Miteinander in der Stadtgesellschaft. Arslaner ergänzt: „Gerade aus meiner Position als Politikerin ist es entschei-



dend, dass ich Menschen vertrauen kann, weil man immer wieder mit einer gesunden Skepsis reingehen muss: Kann ich ihm vertrauen? Wie weit kann ich ihm vertrauen? Aber bei Alon weiß ich: Ich rufe an und wir klären das direkt.“

Gemeinsames Credo: „Keine Toleranz der Intoleranz“

Trotz ihrer unterschiedlichen politischen Bewertungen nehmen Hilime Arslaner und Alon Meyer für sich in Anspruch, gemeinsam gegen jede Form von Extremismus und Intoleranz anzugehen. Das erfordert aus ihrer Sicht, „Vielfalt auszuhalten und zu leben“ – allerdings immer „im demokratischen Rahmen“. In Frankfurt, so Arslaner, wollten sie ein Zeichen setzen, „dass Juden und Muslime zusammenstehen. Dass kein Blatt Papier zwischen uns passt.“ Die Politikerin fordert den „lauten Aufstand der Anständigen“, der „anlassbezogen“ erfolgen, aber gleichzeitig „permanent und dauerhaft“ sein muss, „auch in Form der demonstrativen Freundschaft“.

Wie anspruchsvoll das ist, dafür stehen Meyer und Arslaner selbst. Denn was eine demokratisch legitimierte Vielfalt meint und wie weit die Toleranz gehen kann, darin sind auch sie sich nicht einig. Meyer wehrt sich beispielsweise gegen die religiös begründete Nichtteilnahme von Mädchen am Schwimmkurs. Burka-Trägerinnen stellen für ihn eine absolute „Grenze“ dar, da nach seinem Empfinden diese religiöse Bekleidung inakzeptabel für eine liberale Demokratie ist: „Ich will nicht, dass man sich vollverhüllt. Ich will, dass man sich in die Augen schaut. Bin ich dann gleich rechts, nur weil ich das sage und Angst vor den Verhüllten habe? Ich bin vor allem Bürger Alon. Und ja, ich würde es am liebsten verbieten.“ Arslaner hingegen lehnt ein Burka-Verbot ab, sie befürchtet, diese würden Frauen in die Isolation treiben. „Ich bin prinzipiell gegen Verbote, auch wenn ich das Tragen von Burkas durchaus kritisch sehe. Das Problem ist: Wenn sie verboten werden, bleiben die Frauen zu Hause. Dann hat man überhaupt keinen Zugang mehr zu ihnen.“

Zukunftsängste und die Bürde der Integration

Beide haben deutlich unterschiedliche Perspektiven darauf, wie eine gute gesellschaftliche Entwicklung in Deutschland aussieht. Spürbar kommen dabei bei Meyer Zukunftsängste zum Tragen. So macht ihm die zunehmende Sichtbarkeit eines islamischen Konservatismus im öffentlichen Raum Sorge: „Ich habe einfach Angst davor, auf der Zeil nicht mehr diese Diversität zu sehen, sondern nur noch Verhüllte.“ Er gesteht, sich vorsorglich eine Wohnung in Tel Aviv gekauft zu haben, da er eine Verschiebung gesellschaftlicher Werte in Deutschland wahrnehme und diese äußerst kritisch sehe. Dies ist ein Schockmoment im Interview und zeigt, wie tiefsitzende Ängste und insbesondere das Trauma des Holocaust bis heute selbst bei engagierten Brückenbauer:innen wirken.

Differenzen aushalten, Vertrauen bewahren

In der offenen Auseinandersetzung über Religionsfreiheit, Burka-Verbot und Zukunftsängste zeigt sich die eigentliche Stärke der Freundschaft zwischen Arslaner und Meyer: Beide halten die Spannung der Widersprüche und die unterschiedlichen Positionen aus. So kann Hilime Arslaner am Ende ihre integrative Botschaft an die junge Generation richten: „Misch dich ein! Die Stadt gehört dir.“ Alon Meyer unterstreicht, dass für ihn Begegnung der Schlüssel sei, um Vorurteile kritisch zu hinterfragen und Jugendliche für die Demokratie zu stärken: „Ich glaube, viele Menschen denken, dass die Demokratie ein Selbstverständnis ist, ein Automatismus.“ Er setzt auf die integrative Kraft des Sports: „Bei Makkabi sind mehr Muslime als Juden. [...] Ich finde das toll. Die laufen alle für unsere Werte.“ Für Meyer ist der Sportplatz der Ort, an dem Vorurteile durch Begegnungen ersetzt werden: „Man kommt zusammen in einem Verein mit jüdischer Identität und wird dort für unsere Demokratie gestärkt.“

„Wir haben ein Gespür dafür entwickelt, wer wichtig für die Stadtgesellschaft ist und wo man andocken beziehungsweise bohren muss. Dieses Feingefühl ist, glaube ich, etwas, das wir gemeinsam haben.“ Hilime

Die Freundschaft zwischen Hilime Arslaner und Alon Meyer zeigt, wie zwischenmenschliches Vertrauen, unbeirrte Bereitschaft zur Kommunikation und eine ehrliche Haltung als innovative Kraft gegen gesellschaftliche Spaltung wirken und selbst über unterschiedliche politische Positionen hinweg Brücken bauen können. Zudem ist ihre Freundschaft auch von strategischen Zweckinteressen geprägt. Während Arslaner ihre hybride Identität und ihre politische Rolle nutzt, um eine liberale Kultur der Vielfalt zu fördern, setzt Meyer auf die Ausbildung muslimischer „Demokratie-Botschafter:innen“ im Sport, um die jüdische Gemeinde aus der Isolation zu führen und gesellschaftliche Akzeptanz durch Leistung und Begegnung zu sichern.

Das Gespräch der beiden legt trotz demonstrativer Einigkeit Verletzlichkeit und tief-sitzende Ängste offen. Lokale Auswirkungen globaler Konflikte, wie die des Gaza-Krieges, fordern ihre Freundschaft stetig heraus. Letztlich zeigt diese aber, dass ein gelingendes Zusammenleben in einer diversen Stadt wie Frankfurt am Main kein Selbstläufer ist, sondern ein harter, oft pragmatischer Aushandlungsprozess, der nur durch die unbeirrte Bereitschaft zur direkten Kommunikation und das Aushalten zum Teil schmerzhafter Differenzen bestehen kann.

„In Frankfurt wollen wir ein Zeichen setzen, dass Juden und Muslime zusammenstehen. Dass kein Blatt Papier zwischen uns passt.“ Hilime



Saba-Nur Cheema und Meron Mendel – das Private ist politisch

In der Zeit, als Saba-Nur Cheema und Meron Mendel gerade mitten in den Vorbereitungen für die Geburt ihres zweiten Kindes steckten, saß Meron am Manuskript für die bekannte FAZ-Kolumne des Paares „Muslimisch-jüdisches Abendbrot“. Er wollte dafür auch die besondere Familiensituation der beiden in Worte fassen. Saba-Nur schaut ihm über die Schulter: „Sag mal, das ist zu privat. Da geht es ja um meine Schwangerschaft.“ Die kleine Anekdote, die das Paar in unserem Gespräch auf dem Campus der Goethe-Universität erzählt, veranschaulicht die besondere öffentliche Rolle der Politologin und des Direktors der Bildungsstätte Anne Frank und die Abwägungen, die damit für ihre jüdisch-muslimische Ehe verbunden sind. Ob sie wollen oder nicht, ist ihr Privatleben politisch – zumal sie sich beide auch beruflich mit Fragen des interreligiösen Zusammenlebens und dem Einsatz gegen Antisemitismus und Muslimfeindlichkeit auseinandersetzen. Die beiden haben entschieden, damit offensiv umzugehen: Sie nutzen ihre privaten Erfahrungen, um Fragen des alltäglichen Miteinanders in der Gesellschaft zu beleuchten. Dabei plädieren sie sehr authentisch für das Aushalten von Unterschieden und Dialog – gerade in einer Zeit, die oft nach einfachen Wahrheiten verlangt.

Die Dualität der Biografien und der Weg in die Öffentlichkeit

Meron Mendel ist in Israel geboren. Er lebte mit seiner Familie in einem Kibbuz im Negev und absolvierte als junger Mann seinen Militärdienst in Israel. Heute hat er sich als international anerkannter Antisemitismus- und Rassismus-Experte einen Namen gemacht. Saba-Nur Cheema ist in Frankfurt geboren und aufgewachsen; ihre Eltern stammen aus Pakistan. Über viele Jahre war sie von Kindheit an in einer sehr konservativen muslimischen Gemeinde aktiv. Heute praktiziert sie ihren muslimischen Glauben weiterhin, ist jedoch nicht mehr in der Gemeinde aktiv. Beruflich war sie als Trainerin und vor allem als pädagogische Leiterin in der Bildungsstätte Anne Frank tätig. Seit 2021 liegt ihr Schwerpunkt in der Forschung an der Goethe-Universität, wo sie zum Thema Antisemitismus in der Kindheit promoviert hat. Ein weiterer

Schwerpunkt ihrer wissenschaftlichen Arbeit ist die Untersuchung von Islamfeindlichkeit, auch aus einer vergleichenden Perspektive.

„Wir haben nichts zu verbergen, wir müssen uns nicht schämen, dass wir zusammen sind, wir haben nichts verbrochen.“ Meron

Die beiden lernten sich über ihre Arbeit an der Bildungsstätte Anne Frank kennen, was ihre Verbindung von Beginn an prägte. Ein entscheidender Moment ihrer Annäherung war die Erkenntnis, dass sie trotz ihrer völlig gegensätzlichen Herkunft – er als Israeli aus einem Kibbuz, sie als

Frankfurterin mit pakistanischen Wurzeln aus einem diversen sozialen Brennpunkt – ein gemeinsames Anliegen haben. Sie beschreiben ihr Näherkommen nicht als romantischen Zufall, sondern als das bewusste Zusammenfinden zweier Menschen, die sich intensiv mit gesellschaftlichen Debatten und der aktuellen Streitkultur auseinandersetzen. Im Vordergrund steht für sie die Frage, wie man in einer zunehmend polarisierten Welt wieder miteinander ins Gespräch kommt und gemeinsame Diskriminierungserfahrungen konstruktiv aufarbeitet.

Die Entwicklung ihrer Beziehung war gleichwohl von der Überwindung erheblicher innerer und äußerer Widerstände geprägt. Vor allem ihre Partnerschaft gegenüber ihren Familien einzugestehen, habe sie viel Mut und Überwindung gekostet. „Unsere Eltern und Familien entsprechen absolut dem Mainstream der Communitys. Die waren beide nicht begeistert von uns als Paar und es hat viel Zeit gebraucht“, sagt Saba. Meron ergänzt: „Eigentlich haben wir uns selbst immer wieder bei diesem Schamgefühl erwischt. Ich kann mich noch daran erinnern, wie ich am Anfang der Beziehung immer wieder dasselbe gesagt und auch mal wütend auf den Tisch gehauen habe: Wir haben nichts zu verbergen, wir müssen uns nicht schämen, dass wir zusammen sind, wir haben nichts verbrochen.“

Brückenbauen zwischen den Eltern: Ein Ölbild als Geschenk

Während Merons Vater vor allem verarbeiten musste, dass sein Sohn im „Land der Täter“ eine Muslima heiratet, sorgte sich Sabas Mutter vor allem um die religiöse Identität künftiger Enkelkinder („Koscher oder halal?“; vgl. Cheema und Mendel 2021a). Ein symbolischer Wendepunkt hin zur Normalität war schließlich ein Geschenk von Merons Vater an die Eltern seiner Schwiegertochter: Ein Ölbild von der Wüste nahe seines israelischen Kibbuz, das heute an einem prominenten Platz im Wohnzimmer der pakistanischstämmigen Familie Cheema hängt (ebd.). Spätestens seit der Geburt ihres Sohnes entwickelte sich die Beziehung zu einer gelebten Praxis des „Und“-Prinzips, in der sie sich die Frage stellen, warum es keine diverse religiöse Identität geben kann, wenn schon in der Familie zwei religiöse Traditionen zusammenlaufen und das Kind damit aufwächst („Halbmond-Deko am Christbaum?“; vgl. Cheema und Mendel 2021b).



Die Entscheidung, Teile des eigenen privaten Alltagslebens öffentlich zu reflektieren, sei insofern eine „Flucht nach vorne“ gewesen, erzählt Meron. Das Ziel war, Spekulationen und Vorurteilen den Wind aus den Segeln zu nehmen, etwa dem Getuschel, er sage bestimmte Dinge nur, „weil er eine muslimische Frau hat“, oder sie sei eben „mit einem Juden zusammen“. „Wir legen das offen auf den Tisch“, war ihre Reaktion auf den äußeren Druck: „Eine Art von Rehabilitierung. Wir hatten damals nicht die Intention, allein durch unsere Partnerschaft die Gesellschaft verändern zu wollen.“ Das bewusste Zeigen ihrer Beziehung wurde so zum probaten Mittel gegen jede Vereinnahmung und zum klaren Signal: „Wir haben nichts zu verbergen, wir haben uns nicht zu schämen, wir haben nichts verbochen.“ Dass sie heute sehr wohl gesellschaftliche Veränderungen anstreben, entspringt dabei ihrer Überzeugung als Aktivistin und Aktivist – und nicht der bloßen Tatsache, in dieser Konstellation als Paar zu leben.

Zugleich gehen beide diesen Weg in die Öffentlichkeit sehr professionell an und setzen ihre Bekanntheit ein, um gesellschaftspolitische Zeichen zu setzen. „Wir sind ja nicht naiv“, unterstreicht Saba. „Wir waren ja vorher schon beide in unseren jeweiligen Arbeitsfeldern medial präsent. Deshalb sind wir uns der Wirkung durchaus bewusst.“ Trotz dieser Routine ist es jedes Mal eine relevante praktische Frage, wie weit die Öffentlichkeit in ihr Privatleben schauen darf – und wo die Grenze verläuft.

Vorbilder wider Willen: Ein „Beratungsangebot für Abweichler“

Obwohl sie kein plakatives Symbol für Frieden sein wollten, sind sie durch ihre Sichtbarkeit zu einer „inoffiziellen Beratungsstelle für Außenseiter“ in ihren jeweiligen Gemeinschaften geworden. Für zahlreiche Mixed-Race-Paare – oft mit ähnlichen jüdisch-muslimischen oder sogar pakistanisch-israelischen Konstellationen – ist ihre halböffentliche Beziehung ein Referenzpunkt. Saba betont: „Dass wir den Mut

haben, uns öffentlich zu zeigen, gibt anderen Paaren, die sozusagen gegen den Strom schwimmen, Kraft. Wir haben viele anekdotische Belege, die uns darin bestärken. Nicht aus dem jüdisch-muslimischen Mainstream, sondern eher von den Rändern.“ Einmal hat ein homosexueller Muslim die beiden nach ihrem „interreligiösen Coming-out“ gefragt. Ein anderes Mal kontaktierte sie eine Muslima und fragte, wie sie ihren nicht muslimischen Mann ihren Eltern vorstellen könne. Dies offenbart den gesellschaftlichen Bedarf an Geschichten und Vorbildern, die für gelingende interreligiöse Beziehungen stehen.

Der Kampf mit der In-Group: Verrat und institutionelle Ausgrenzung

Der Preis für diese öffentliche Transparenz ist hoch. Das Paar sieht sich andauernden Verratsvorwürfen ausgesetzt, die aus den eigenen Reihen kommen und ideologische Grenzziehungsprozesse in den privaten Raum tragen. „Es gibt Leute, die haben uns so richtig auf dem Kieker. Manche sind richtig besessen von uns“, erzählt Meron. Er zitiert beispielhaft eine Nachricht, die er erhalten hat: „Ich frage mich, wie auch nur ein Muslim auf dieser Welt sich mit einem Meron Mendel an einen Tisch setzen

„Das spielt überhaupt keine Rolle, meine Religion, ihre Religion, sondern es ist einfach ein Moment, wo die Beziehung sehr, sehr wichtig ist.“ Meron

kann, der 22 Monate lang den Völkermord in Palästina relativiert hat.“ Solche direkten Angriffe kommen von Personen, die „sich obsessiv an uns abarbeiten“.

In ihrer Paarbeziehung finden die beiden jedoch die nötige Stärke: „Wir fühlen uns nicht allein, wir haben uns ja“ sagt Saba. Während ihr privates Leben in Frankfurt von den

beiden als „normal“ beschrieben wird und sie von Menschen auf der Straße und im Supermarkt positiven Zuspruch erhalten, erleben sie im institutionellen Kontext Abgrenzung. Meron berichtet von den kaum kaschierten Signalen des Zentralrats der Juden, er gehöre nicht mehr zu ihnen. Saba wiederum erfuhr, dass sie nach ihrer Heirat weniger Einladungen zu Veranstaltungen von diversen muslimischen Gemeinden erhielt. „Es gab Beschwerden, dass du auf dem Panel bist. Wir müssen dich da leider rausnehmen.“ Anstatt sich jedoch nur über die erfahrenen Ausgrenzungsversuche zu beschweren, nutzt das Paar seine Energie, um einen anderen Diskurs zu etablieren und zu zeigen, dass die Spielräume für ein gelingendes Miteinander größer sind als gedacht.

Ein privater Anker in der politischen Eskalation

Der 7. Oktober 2023 stellte eine Zäsur in der Beziehung dar. Meron, dessen gesamte Familie in Israel lebt, beschreibt den Moment als eine Phase der Depression und Verzweiflung. Während die öffentliche Debatte oft religiöse Gegensätze betont, ist das im Privaten sekundär: „Das spielt überhaupt keine Rolle, meine Religion, ihre Reli-

gion, sondern es ist einfach ein Moment, wo die Beziehung sehr, sehr wichtig ist, der Support auch vor dem Hintergrund, dass meine ganze Familie in Israel lebt.“ In dieser Krisenzeit war es Sabas Familie, die ihn auffing. Meron reflektiert diese Erfahrung im Interview: „Diejenigen, die mich in dieser schwierigen Zeit am Leben gehalten haben, das war meine muslimische Familie. Also, das kann man im Nachhinein so sagen.“

„Dass wir den Mut haben, uns öffentlich zu zeigen, gibt anderen Paaren, die sozusagen gegen den Strom schwimmen, Kraft.“ Saba-Nur

Gleichzeitig führte die politische Eskalation zu einer um „200 Prozent“ gestiegenen Nachfrage nach ihrer Arbeit. Beide wurden unfreiwillig zur Projektionsfläche für eine Gesellschaft, die in der Polarisierung zwischen verhärteten Lagern feststeckt. Saba reflektiert diesen symbolischen Druck und die Erwartungshaltungen, die an sie herangetragen werden: „Immer ist da dieses Pro-Israelisch gegen Pro-Palästinensisch. Und wir verkörpern für viele Leute etwas, das ihnen Kraft gibt, weil sie sehen: Es geht irgendwie auch anders. [...] Ich verstehe durchaus, warum diese Projektion aktuell so stark auf uns gerichtet ist. [...] Da kommen zum Beispiel 500 Leute in einen Raum und hören uns anderthalb Stunden lang zu. Manchmal frage ich mich in solchen Momenten: Warum eigentlich? Aber dann sehe ich, dass dort wirklich etwas passiert.“

Plädoyer für die Grauzonen: Die „Und“-Identität

Cheema und Mendel stehen für eine „Und“-Identität statt eines „Entweder-Oder“, womit sie betonen, dass die Zugehörigkeit zu verschiedenen Kulturen, Religionen oder Nationalitäten kein Widerspruch ist, sondern eine bereichernde Vielschichtigkeit darstellt. Diese Haltung ist der Kern ihrer Arbeit und ihres Alltags, zu dem es gehört, die Kompromisse einer hybriden Familie humorvoll aufzuspießen. In der Erziehung ihrer Kinder, die das Paar als „vorprogrammierte Identitätskrise“ beschreibt, stellen sich Fragen wie die nach der kulinarischen Vereinigung von Jalebi-Kringel und Chanukka-Krapfen. Sie weisen die orthodoxe Logik zurück, die ihrem Sohn keine doppelte Religionszugehörigkeit zugestehen will, und plädieren stattdessen für eine diverse religiöse Identität. Saba erinnert sich an die Anfänge dieser öffentlichen Auseinandersetzung und die Skepsis, die ihnen entgegenschlug: „Da waren diese ganzen Fragen: ‚Was macht ihr dann mit eurem Kind?‘ oder ‚Das geht doch gar nicht, muslimisch-jüdisch‘. [...] Auf all diese Fragen hatten wir damals selbst noch keine Antworten. Wir haben sie erst mit der Zeit entwickelt – und einen Teil dieses Prozesses darf die Öffentlichkeit einfach mitbekommen.“

Ihre Arbeit besteht daher im Wesentlichen darin, sich der einfachen Lagerbildung konsequent zu verweigern. Sie fordern Ambiguitätstoleranz und plädieren dafür, Grauzonen zu akzeptieren. Mendel bringt es auf den Punkt: „Wir verteidigen, was von der Mitte noch übrig ist.“



Daniel Kempin und Waqar Tariq – Pioniere des liberalen Dialogs in Zeiten der Polarisierung

„Was mir aber sehr, sehr wichtig ist und was ich dir nie vergessen werde ...“, sagt Daniel Kempin und hält inne. Er ist Kantor und eine der prägenden Stimmen des Egalitären Minjan in Frankfurt am Main. Während unseres Gesprächs in der Westend-Synagoge wählt er seine Worte mit Bedacht und deutet auf die Plakette an seinem Hals, in die eingraviert ist: „Our heart is captive in Gaza“ („Unser Herz ist in Gaza gefangen“).

Diese Plaketten, die an militärische Erkennungsmarken erinnern, wurden nach dem 7. Oktober 2023 zum Symbol der Solidarität mit den israelischen Geiseln. Es war der Tag des Hamas-Massakers, der sein Leben und das seiner Gemeinde in einen dauerhaften Ausnahmezustand versetzte. Nur zwei Tage zuvor war die neue Tora-Rolle eingetroffen, die Daniel und seine Frau im Andenken an ihre verstorbenen Mütter von einer Schreiberin (Soferet) in Jerusalem hatten anfertigen lassen. Ihre feierliche Einweihung am 8. Oktober sollte ein Moment höchster Freude sein – doch nach den Nachrichten vom Vortag begann der Gottesdienst stattdessen mit einem Trauergesang, bevor die Gemeinde die Tora unter Tränen dennoch tanzend in ihre Mitte aufnahm.

Was er seinem Freund Waqar Tariq „nie vergessen“ wird, hat genau damit zu tun. Während viele langjährige Weggefährt:innen aus der christlichen Ökumene schwiegen, war es ein schlichter Solidaritätsbrief seines muslimischen Freundes, der ihn emotional umhaute. Diese Geste ging weit über eine bloße Nachricht hinaus. Auf Daniels Wunsch hin schloss Waqar die jüdische Gemeinde und das Leid der Opfer in das Freitagsgebet seiner Gemeinde des Liberal-Islamischen Bundes (LIB) ein. Dass dies geschah, obwohl viele in Waqars Umfeld selbst eine starke emotionale Bindung zum palästinensischen Leid haben, hat Daniel Kempin tief beeindruckt.

Daniel las dieses Schreiben im folgenden Gottesdienst allen Mitgliedern vor. Er nutzte es als kraftvollen Beleg gegen pauschale Islamkritik in den eigenen Reihen. „Hört diese Stimmen. Es gibt solche Stimmen“, appellierte er an die Gemeinde und betonte, dass Waqars Brief das Leben des Minjan in diesem dunklen Moment „absolut geprägt“ habe.

Das Fundament dieser tiefen Verbundenheit wurde im Jahr 2016 in Frankfurt am Main gelegt. Damals gab es ein erstes informelles Treffen zwischen dem jüdischen und dem muslimischen progressiven Lager. Recht schnell, erzählt Waqar – der als Jurist etwas zu spät direkt aus dem Büro kam, im langen Mantel und mit eleganter Aktentasche –, taten sich überraschende Verbindungslinien auf: „Mir ist da eine Erinnerung geblieben, dass die liberalen oder progressiven Juden ähnliche Probleme haben wie wir. Das ist sehr deckungsfähig. [...] Das sind aber auch pragmatische Probleme: Wie kriegen wir [als kleine Gemeinde] einen Gebetsraum?“

Der Kampf um den liberalen Raum

Diese Parallelen sind kein Zufall, sondern Ergebnis einer langen Geschichte des Ringens um Sichtbarkeit. Sowohl der Egalitäre Minjan als auch der Liberal-Islamische Bund (LIB) sind Pioniere, die eine religiöse Alternative zum als konservativ empfundenen Mainstream bieten wollen.

Waqar weist darauf hin, dass die „offizielle“ islamische Theologie oft gar nicht dem gelebten Glauben entspricht. Empirische Daten des Religionsmonitors der Bertelsmann Stiftung zeigten beispielsweise, dass die Zustimmung zur Eheöffnung für homosexuelle Paare unter in Deutschland geborenen Muslim:innen bei beeindruckenden 70 bis 80 Prozent liegt – im klaren Widerspruch zu dem, was in den großen Verbandsmoscheen gepredigt wird. „Wir müssen uns heutzutage fragen: Was ist eigentlich Mainstream? Sollte Mainstream nicht das heißen, was die meisten Muslime wollen, auch wenn sie nicht organisiert sind?“ Der 2010 von Religionspädagog:innen wie Lamya Kaddor gegründete LIB formuliert einen reformtheologischen Ansatz, der liberale Werte und muslimischen Glauben miteinander verbindet. Dabei geht es um eine moderne Interpretation des Korans, ohne die fundamentalen Glaubensgrundsätze infrage zu stellen.¹

Anstelle eines klassischen intrareligiösen Konflikts beschreibt Daniel einen Weg der positiven Abgrenzung. Der Egalitäre Minjan entstand 1993 mit dem Anspruch, eine Alternative zur orthodoxen Beter-Gemeinschaft in Deutschland zu schaffen. Dass die Gemeinschaft 1998 in den Schoß der Jüdischen Einheitsgemeinde Frankfurt zurückkehrte, war ein politischer Kraftakt, der nur dank der pragmatischen Unterstützung von Persönlichkeiten wie Ignatz Bubis möglich wurde. Besonders bedeutsam für die Identität des Minjan ist das Jahr 2007: Seitdem findet der Gottesdienst unter dem Dach der Westend-Synagoge statt – ein Arrangement, das als „Frankfurter Modell“ bundesweit bekannt wurde und zeigt, wie unterschiedliche Strömungen in einer Gemeinde koexistieren können.

¹ Konservative Moscheeverbände kritisieren am LIB vor allem die historisch-kritische Koraninterpretation, die Abkehr von traditionellen Rollenbildern – beispielsweise Frauen im Imamat – sowie die Offenheit für LGBTQI-Rechte. Dem LIB wird oft vorgeworfen, seine theologische Legitimität zugunsten einer „westlichen Anpassung“ aufzugeben und lediglich eine Minderheit der Muslime zu repräsentieren.



„Wir müssen uns heutzutage fragen: Was ist eigentlich Mainstream? Sollte Mainstream nicht das heißen, was die meisten Muslime wollen, auch wenn sie nicht organisiert sind?“ Waqar

Die Bemerkung eines männlichen konservativen Gemeindeglieds, das beim 30-jährigen Jubiläum des Minjan davon sprach, dass es sich „inzwischen daran gewöhnt“ habe, weibliche Stimmen beim Gottesdienst zu hören, veranschaulicht den langsamen, aber spürbaren Wandel, den progressive Gruppen bewirken können.

Die Bühne des Dialogs: Jenseits der Vorurteile

Der Einsatz für eine liberale, diversitätsoffene Religiosität ist der fruchtbare Boden der Freundschaft zwischen Waqar und Daniel. Ihr gemeinsames Tun erstreckt sich über die lokale Ebene hinaus: Sowohl in dem progressiven paneuropäischen interreligiösen Netzwerk „BEYOND. The European Network for Religious Progressives“ als auch auf öffentlichen Plattformen wie dem alljährlichen Frankfurter „Dialogzelt“ ziehen sie an einem Strang. Waqar sieht in dieser Allianz auch eine Chance für konservative Strömungen. Sie müssten die liberalen Kräfte anerkennen, weil auch sie Pluralitätsakzeptanz von der Mehrheitsgesellschaft einfordern. „Wenn sie Pluralität als Selbstschutz der eigenen religiösen Praktiken als Wert hochhalten, dann müssen sie auch konsequent sein und Pluralitätsoffenheit innerhalb ihrer religiösen Gemeinschaft praktizieren.“

Beim alljährlichen „Dialogzelt“, einer Veranstaltung des Rates der Religionen, arbeitet Daniel eng mit Mehmet Ugan zusammen, dem Leiter der Orientalischen Musikakademie Mannheim. Ugan, der als Virtuose auf der Knickflöte Ney und der Laute Ud gilt, verkörpert für Daniel genau jene transkulturelle Offenheit, die er auch in seiner Freundschaft zu Waqar pflegt.

Diese Kooperation steht symbolisch für Daniels tiefgreifendes Verständnis von Dialog: weg von rein formalen Strukturen, hin zu einer spirituellen und menschlichen Ebene. Für ihn ist dieser Austausch auf verschiedenen Ebenen unverzichtbar – im persönlichen Gespräch ebenso wie durch die Musik, sowohl intellektuell als auch spirituell.

Wie viel Kreativität dieser Austausch freisetzt, zeigt der Interreligiöse Chor Frankfurt. Daniel spielt hier als Mitbegründer und Chasan eine zentrale Rolle: Er bringt die „Nussach“-Tradition ein – ein System aus spezifischen Melodiemotiven, über die improvisiert wird und die den Charakter des jeweiligen Gebets festlegen. Für Daniel ist dieser Nussach kein starres Korsett, sondern ein lebendiger Raum für den kreativen Umgang mit Liturgie.

„Wir müssen aufeinander hören, wir müssen uns begegnen, uns überhaupt zur Kenntnis nehmen und nicht in der jeweiligen Blase verschwinden.“ Daniel

Dieser Mut zur Öffnung verbindet ihn eng mit Waqar. Während Daniel gemeinsam mit einer Rabbinerin und seiner Gemeinde die jüdische Liturgie für vielfältige Identitäten weitet, ist in Waqars muslimischer Gemeinde die Akzeptanz

von Transidentität und Selbstbestimmung ein zentraler Pfeiler. So werden die musikalische Nussach-Tradition bei Daniel und die Reformarbeit bei Waqar zu zwei Seiten derselben Medaille: einer Religionspraxis, die den Menschen in seiner Ganzheit sieht und die inhaltliche Auseinandersetzung über patriarchale Rollenbilder stellt.

Begegnung statt Verschwinden in der Blase

Die tiefe Zäsur nach dem 7. Oktober 2023 zwingt die beiden Freunde, zu reflektieren, welche Haltungen sie teilen, die ihrer Freundschaft zugrunde liegen. Waqar legt Wert darauf, dass tribalistisches Denken in „Wir“ und „Die“, in dem uneingeschränkte Solidarität den Anhänger:innen der „eigenen“ religiösen Gruppe gelte, nicht dem Islam entspricht, welcher Stammesdenken überwinden wolle. „Wir brauchen Prinzipientreue statt Stammestreue“, betont Waqar. Ihm geht es darum, die universellen Menschenrechte für alle zur Geltung zu bringen. Deswegen verurteilt er den Hamas-Terror ebenso wie das rücksichtslose Vorgehen des israelischen Militärs gegen die palästinensische Zivilbevölkerung. Ihn schmerzt, dass der politische Konflikt vorhandenes Mitgefühl unsichtbar gemacht hat: Stimmen wie die seiner muslimischen Mutter, einer Krankenschwester, die den Schrecken des 7. Oktobers tief empfand, die in der Öffentlichkeit aber fehlten.

Für Daniel hat der interreligiöse Dialog nach dem 7. Oktober seine Unschuld verloren, ist aber gleichzeitig alternativlos geworden: „Wir müssen aufeinander hören, wir müssen uns begegnen, uns überhaupt zur Kenntnis nehmen und nicht in der jeweiligen Blase verschwinden.“

Die Geschichte der beiden macht deutlich, dass entscheidende Impulse oft dort entstehen, wo religiöse Traditionen zeitgemäß interpretiert werden. Ihre Freundschaft gewinnt auch daraus ihre Kraft: Daniel und Waqar teilen die gleichen Erfahrungen in der Auseinandersetzung mit der Pluralität innerhalb ihrer jeweiligen Religionen und sie sind geeint in dem Anspruch, den liberalen Auslegungen mehr Gewicht in der Öffentlichkeit zu verleihen. Damit erweisen sie sich zugleich als Brückenbauer in einer zunehmend areligiösen Mehrheitsgesellschaft. Der interreligiöse Dialog gehört hier mitten hinein, das ist ihre Botschaft, und leistet einen wesentlichen Beitrag für ein gelingendes Zusammenleben in Vielfalt – auch und gerade in Frankfurt am Main.

„Die liberalen oder progressiven Juden haben ähnliche Probleme wie wir.“ Waqar



LAMÉRIE

HAUS GOETHE-PASSAG

PALACE DAY SPA

PALACE DAY SPA

PALACE DAY SPA

WEYDORN

James Ardinast und Hannibal Daldaban – die Normalität ist kosmopolitisch

Die Entstehungsgeschichte der IMA (hebräisch für „Mutter“) ist die Chronik einer engen Freundschaft, die in ein intuitives interkulturelles Projekt mündete – die Gründung der Frankfurter „Multibar“ im Jahr 2004. In einer Zeit, in der das Wort „postmigrantisch“ noch nicht zum akademischen Standardrepertoire gehörte, schufen die beiden Brüder David und James Ardinast (letzterer mit seiner damaligen Frau Karen) gemeinsam mit Hannibal Daldaban einen Raum, der radikale Inklusion nicht nur als Marketing-Slogan, sondern als unternehmerische Praxis lebte. Ihr Erfolg rief auch die auf den Plan, die das Projekt für Stadtmarketing und Imagepflege vereinbaren wollten – ein Spannungsfeld zwischen authentischem Spirit und kommerzieller Stilisierung.

Im Zentrum der Geschichte, die wir hier erzählen wollen, stehen zwei aus jener Gruppe, beide junge Frankfurter mit postmigrantischen Biografien: Der eine, James, stammt aus einer jüdischen Familie. Der andere, Hannibal, wuchs als türkisches Kind in einer deutsch-österreichischen Pflegefamilie auf, bevor er zu seinen leiblichen Eltern – die aus Sivas und Istanbul stammen – zurückkehrte. Wir treffen die beiden vor den alten Räumen der Multibar in der engen Kleinen Bockenheimer Straße, die parallel zur edlen Goethestraße verläuft.

Von dort nahm ihre unternehmerische Partnerschaft ihren Ausgang, die, wie sie erzählen, von einer radikalen Unvoreingenommenheit geprägt war. In einem Deutschland, das sie eher als konservativ wahrnahmen, wollten sie sich selbst verwirklichen und dachten dabei weniger an Profit als an Gastlichkeit und authentische Begegnungen. Dabei schöpften sie aus dem kulturellen Reichtum, den sie von Zuhause kannten. James erinnert sich: „Das Schöne war damals, dass es verbindend war. So war Frankfurt damals einfach auch ein Ort, wo alle, die in irgendeiner Form einen anderen Background hatten, zusammengekommen sind. Und es war egal, wo du her warst. [...] Wir sind ein Beispiel dafür, dass man sich einfach menschlich begegnet.“

„Unsere Community ist bunt gemischt. Sie reicht vom Obdachlosen oder Skater bis zum CEO einer Bank. Uns war es wirklich egal, was du anhattest oder wo du gearbeitet hast.“ James

Die IMA Multibar war mit dieser Philosophie schlagartig angesagt in der Frankfurter Szene. Die beiden verstanden ihr Konzept als lässige Kombination aus gesunder, kreativer Küche, Musik und anderen kulturellen Angeboten sowie einer weltoffenen Gastlichkeit, die niemanden ausschließt. Nach über zehn Jahren und weiteren IMA-Restaurants folgte auf die erste legendäre IMA das „Bidlabu“, das die geschichtsträchtigen Räume als Bistro und Bar übernahm.

Gemeinsam anders und die Leidenschaft des Anfangs

Religion spielte anfangs „überhaupt keine Rolle“, erzählt Hannibal. James ergänzt: „Weder ich noch Hannibal waren religiös. Ich war eher kulturell ausgerichtet, ging hin und wieder in die Synagoge, aber das war es auch.“ Sie teilten das Gefühl der Andersartigkeit im biodeutschen Mainstream sowie einen „Welt-Spirit“, ein globales Zeitgefühl, das sie lokal umsetzen wollten. Hannibal beschreibt es so: „Wir sind zwei Menschen, die sich hier kennengelernt haben. Wir sind aber weder von hier noch von woanders. Wir haben uns im Lokalen, in Frankfurt, immer zu Hause gefühlt.“

„Wir sind zwei Menschen, die sich hier kennengelernt haben. Wir sind aber weder von hier noch von woanders.“ Hannibal

Auch Hannibals frühe Erfahrung des „Dazwischenstehens“ hat ihn tief geprägt. In seiner Pflegefamilie lernte er eine Welt ohne monotheistische Enge kennen, in der Vielfalt schlicht Alltag war. Für ihn war diese Verbindung zu James fast logisch: Er sah im „Jüdischen“ das „Urbild des Anders-

seins“, eine Erfahrung, die er als türkisches Pflegekind in einem deutschen Umfeld spiegelte. „Ich hatte durch meine liberale Erziehung einen anderen Horizont“, reflektiert er. „Ich sah zwar aus wie die Jungs im Jugendzentrum, war aber innerlich ganz anders sozialisiert.“ Hannibal wollte mit dem Laden eine Art „Ersatz-Pflegefamilie“ schaffen – einen Ort, an dem jeder willkommen ist, egal welcher Herkunft oder Klasse.

Mit wie viel persönlicher Leidenschaft alles begann, davon berichten ihre Anekdoten aus der Anfangszeit. Hannibal erzählt, wie beeindruckt er von den Event-Flyern war, die James gestaltete – ein Zeichen radikaler Authentizität und Leidenschaft: „Das war krasse Handarbeit. Jeden verdammten Flyer hat er einzeln ausgeschnitten. Stell dir all die Arbeit vor, die er da investiert hat. Und dann wurde das auch noch auf Stoff gedruckt. Der Flyer war so schön, weiß auf schwarzem Stoff.“ James erinnert sich an die panische Woche vor der Eröffnung: „Wir waren so unvorbereitet und dachten: Scheiße, wir machen auf! Wer arbeitet eigentlich? Dann haben wir alle Leute aus unserem Freundeskreis mobilisiert, fast alle mit einer Migrationsbiografie wie wir. Dadurch hattest du hier United Colors of Benetton. So haben wir den Laden halt aufgemacht.“ Zunächst gings ums Machen, dann entstand das Unternehmen, das heute mehrere Restaurants, eine Eventagentur und ein Label für Mode und andere Produkte umfasst. Den Spirit des Anfangs und den kosmopolitischen Horizont der Gründer trägt die erfolgreiche Marke jedoch weiterhin in sich.

„Kultur“, so James, „war für mich immer die Basis. Und dazu zähle ich auch Essen.“ Die Rezepte für die Restaurantküche steuerten die Mütter aus ihren verschiedenen Kulturen bei. Deswegen auch der Name: IMA ist ein gelebtes Bekenntnis zu einer hybriden, levantinischen Kultur, die immer schon multireligiös war.

Radikale Inklusion und die Macht des Straßeljargons

Schon damals sprachen die Macher bewusst nicht von „wirtschaftlichen Zielgruppen“. James erklärt diesen Ansatz: „Unsere Community ist bunt gemischt. Sie reicht vom Obdachlosen oder Skater bis zum CEO einer Bank. Uns war es wirklich egal, was du anhattest oder wo du gearbeitet hast.“ Ihnen war es wichtig, dass die Vielfalt der Stadt an einem Ort zusammenkam. James erinnert sich an einen älteren Obdachlosen. „Er kam immer morgens und hat seinen Kaffee getrunken. So einen Ort gab es in Frankfurt damals nicht. Aber ohne, dass wir gesagt haben: Darauf zielen wir ab.“

James erklärt, dass aus dieser Haltung der jiddische Marketingslogan „Be a Mensch“ entstanden sei. Er soll die Philosophie der multidiversen Stadtgesellschaft auf den Punkt bringen: „Wir wollen die Leute einfach wieder daran erinnern, was es bedeutet, Mensch zu sein. Bei uns zählt nur die Basis, dass jemand Mensch ist – nicht, was er trägt, erzählt oder wie viel Geld er verdient. Wir waren schon immer ein Anlaufpunkt und haben den Menschen ein Gefühl der Zugehörigkeit gegeben. Am Ende sind wir alle Menschen und diese Menschlichkeit macht für mich das Leben aus – einfach das Verständnis füreinander zu haben, ohne auch reden zu müssen.“ Hannibal, der oft schon als Jude, Inder oder schlicht als „Frankfurter“ wahrgenommen wurde, nutzt diese Fluidität bis heute, um Barrieren abzubauen.

Die IMA entwickelt aus dieser Überzeugung heraus neue inklusive Formate oder bietet bestehenden Projekten eine Plattform. Beispiele hierfür sind der Drag Brunch sowie der Nightmarket im Bahnhofsviertel. Letzterer ist ein der Vielfalt verpflichteter Design- und Lifestyle-Markt in einem Hotel, den die IMA zwar nicht selbst konzipiert hat, aber heute als gastgebender Co-Veranstalter in den eigenen Räumlichkeiten stark unterstützt. Für Hannibal und James ist der Geist der Fluidität und Hybridität das Gegenmittel gegen den Geist der Verengung und Angst, der nach dem 11. September 2001 immer weiter Raum griff: „In unserer Zusammenarbeit sind jüdische und muslimische Merkmale in den Hintergrund getreten. Das war einfach eine Freundschaft, die sich natürlich entwickelt hat“, sagt Hannibal. Erst durch den Zuordnungszwang durch globale Ereignisse seien die kulturellen Jüdinnen, Juden und Muslim:innen als „religiös“ wahrgenommen worden. In James' Worten: „Wenn man irgendwie nur als ethnisch-muslimisch oder kulturell-jüdisch gelesen wurde, dann reichte es seit dem 11. September schon aus, in ein Korsett gepresst zu werden. Und die ganzen anderen identitären Merkmale, die einem so wichtig sind, verschwinden.“



Die IMA war eine unternehmerische Antwort auf die gesellschaftliche Erfahrung des „Nicht-Reinpassens“. Dieses Gefühl vereinte die Gründer: „Das hat einen ja gleichgemacht. Ja, das Besondere sein. Genau. Nicht das Normalsein, das damals nur deutsch war.“ Die Tiefe ihres Vertrauens zeigt sich in dem ironisch verwendeten Jugendslang, den sie damals nutzten: „Ey, da kommt der Yahudi, der dann im Spaß einen Türken beschimpft hat ... weil man sich so gut kannte, weißt du ... man nimmt dem anderen damit quasi die Kraft der Worte.“

James bestätigt: „Genau. Freunde können sich beschimpfen, das war vollstes Vertrauen.“ Die Macher beklagen, dass die heutige Wokeness- und Cancel-Culture diese organischen Prozesse unterbrochen habe. Auf Nachfrage differenziert James: „Gerade in ihren Anfängen haben wir viel wichtigere Arbeit geleistet, weil wir Geschichte oder Narrative neu betrachtet haben. Inzwischen heißt es aber: Das darfst du, das darfst du nicht mehr. Wir leben in einer Zeit, in der jeder Angst hat, etwas zu sagen.“

Die Freundschaft als Fundament und die veränderte Wahrnehmung

Je erfolgreicher das IMA wurde, desto schwieriger wurde es für seine Macher, den authentischen und inklusiven Ansatz der Anfänge zu wahren. Mitarbeiter:innen und Mieten mussten bezahlt werden, damit gingen unvermeidbar eine betriebswirtschaftliche Schärfung des Unternehmenskonzepts und ein zunehmender Fokus auf zahlungskräftige Zielgruppen einher. Zugleich hatten die Gründer den Eindruck, als „Motoren einer inklusiven Stadtentwicklung“ sowie als „hippe“ postmigrantische Restaurant- und Barbesitzer vereinnahmt zu werden – eine Stilisierung, die ihrem ursprünglichen Anliegen nach Normalität nicht entsprach. Hannibal verließ daraufhin das Projekt.

Kritische Stimmen aus dem Viertel, wie die eines alteingesessenen jüdischen Geschäftsmanns, verdeutlichen die Ironie des „Vielfaltskommerzes“: Während Neukund:innen in hippen Cafés heute „Cay-Tee“ zu überhöhten Preisen als Lifestyle-Produkt kaufen, war das gemeinsame Teetrinken zwischen Juden und Muslimen bereits seit den 70er Jahren gelebter, unspektakulärer Alltag. Die Transformation zur „kreativen Klasse“ führte dazu, dass jüdische und muslimische Unternehmer:innen ungewollt zu Pionieren einer Aufwertung wurden, die alteingesessene Bewohner:innen verdrängte. Diese Gentrifizierung erzeugte neue soziale Grenzen: Während man die Präsenz der jeweils anderen Gruppe aus ästhetischen Gründen schätzte, blieb der echte Austausch mit der religiösen Basis, etwa den Moscheegemeinden, oft aus.

Die Kraft der Freundschaft in Zeiten der Polarisierung

Obwohl die beiden unternehmerisch jetzt eigene Wege gehen, halten James und Hannibal die Essenz des IMA-Spirits in ihrem persönlichen Verhältnis nach wie vor hoch. Angesichts der Krisen seit dem 7. Oktober 2023 und des Erstarkens rechter Strömungen betrachten sie ihre menschenorientierte Haltung als das wirksamste Mittel gegen gesellschaftliche Spaltung. Ihre Freundschaft ist ein lebendiger Beweis für die Möglichkeit postmigrantischer Koexistenz. James erklärt, worauf es ihm ankommt: „Wenn es um das Thema Nahost geht, reden wir nur über Menschlichkeit.“ Er

„Als Gastgeber muss man damit klarkommen, dass man quasi alle Parteien hostet.“ Hannibal

versucht, eine Balance zu halten: „Wenn ich mich mal zu dem Thema auf Social Media äußere [...], schreibe ich auch: Netanyahu muss weg, die rechte Koalition muss weg, nächstes Jahr wird gewählt. Jeder, der aber die Hamas aus der Gleichung lässt, füttert antisemitische Narrative, und davon bin ich auch betroffen.“

Hannibal betont ihre Gastgeberrolle: „Wir haben für uns irgendwann auch so eine kleine Rolle in der öffentlichen Wahrnehmung eingenommen, durch unsere Läden ... Wir waren also auch Gastgeber für andere und als Gastgeber muss man damit klarkommen, dass man quasi alle Parteien hostet. Das haben wir alles bedient und wir waren zu allen gleich lieb und nett. Solange sie nicht ausgrenzend waren.“

Die beiden behalten jedenfalls ihren Optimismus und sind überzeugt, dass die pragmatische Weise, wie sie einst ihr Unternehmen aufgebaut haben, „in 50 oder 100 Jahren Standard ist, normal ist.“ Ihre Geschichte ermutigt dazu, Respekt, Humor und die gemeinsame Erfahrung der Andersartigkeit als Fundament für ein Miteinander zu nutzen, das im Idealfall politische und religiöse Gräben überbrückt – was nicht ausschließt, dass man damit auch sein Geld verdienen kann.



Evgenia Levin und Mustafa Cimşit – mit robustem Humor und gutem Essen gegen das Misstrauen

Evgenias Handy klingelt. Es ist Mustafa, der ihr mitteilt, dass er sich um etwa 20 Minuten für das gemeinsame Interview verspäten wird. Mit einem verschmitzten Lächeln antwortet sie, er solle sich doch bitte „den richtigen Weg von Allah zeigen lassen“ und vorsichtig fahren – ein kleines, interreligiöses Zeichen der Fürsorge und Ausdruck ihrer Vertrautheit miteinander.

In einer Zeit, in der das Misstrauen wächst und die Welt entlang religiöser und politischer Bruchlinien zu zerfallen scheint, kommt die Freundschaft zwischen der jüdischen Projektmanagerin Evgenia Levin und dem muslimischen Religionswissenschaftler und Imam Mustafa Cimşit eher unerwartet daher. Beide verbindet das tägliche Ringen um Integration und eine pragmatische Vermittlung. Was die persönliche Beziehung der beiden jedoch ganz besonders macht, ist ihre bisweilen schroffe, unbequeme und zugleich zugewandte Weise, wie sie mit gegenwärtigen Zerreißproben – insbesondere nach dem 7. Oktober 2023 – umgehen.

Evgenia ist bereits Mitte der 90er Jahre aus der ukrainischen Schwarzmeerstadt Odessa nach Deutschland eingewandert. Sie engagiert sich seit mehr als 20 Jahren in der Frankfurter Stadtgesellschaft und arbeitet ehrenamtlich im Günter-Feldmann-Zentrum. Dieses hilft seit 1988 Eingewanderten, insbesondere jüdischen Migrant:innen aus der ehemaligen Sowjetunion, beim Ankommen und Einleben in der Rhein-Main-Region. Ihr Engagement ist aus ihrer eigenen Migrationserfahrung geboren. Seit dem russischen Angriffskrieg unterstützt sie verstärkt ukrainische Geflüchtete. Als beispielsweise eine Frau mit Drillingen im Günter-Feldmann-Zentrum Hilfe suchte, reagierte Evgenia sofort: Sie gründete eine WhatsApp-Supportgruppe für geflüchtete Schwangere und koordinierte in enger Zusammenarbeit mit pro familia die Anträge für die gesamte Erstausrüstung. Zudem stellte sie den Kontakt zu Ärztinnen her, um die medizinische Versorgung der Neugeborenen – insbesondere bei einem Herzfehler eines der Babys – sicherzustellen. Einmal im Jahr ist Evgenia mit einem Stand der jüdischen Gemeinde beim alljährlichen Tag der Religionen im Frankfurter Römer zu finden. Dort lädt sie zu Gesprächen und zu koscherem, osteuropäischem Gebäck ein. Mustafa kommt dann regelmäßig vom muslimischen Stand zu ihr hinüber.

„Ich höre von dir Dinge, die ich in meiner Gemeinschaft so nicht höre. Wir haben verschiedene Informationen, aber wir sind klug genug zu erkennen, dass uns das nicht trennt.“ Evgenia

Er ist Mitbegründer des Schura Rheinland-Pfalz Landesverbandes der Muslime und Geschäftsführer des jüdisch-muslimischen Bildungswerks Maimonides. Als Pädagoge und islamischer Seelsorger hat er sich dem interreligiösen Dialog verschrieben. Er ist Vordenker und Initiator des inzwischen abgeschlossenen Modellprojekts „Couragiert!“ seines Bildungswerks gegen Antisemitismus und Islamfeindlich-

keit, an dem auch Evgenia mitgewirkt hat. Sein Engagement reicht bis in seine Zeit als islamischer Seelsorger im hessischen Justizvollzug zurück. Er war einer der ersten Imame in Deutschland in dieser Funktion. Bei seiner Arbeit in der Justizvollzugsanstalt (JVA) hat er nicht nur unterschiedlichste menschliche Schicksale kennengelernt, er erlebte auch große Wertschätzung: Inhaftierte riefen ihn an, baten ihn, in schwierigen Lagen zu vermitteln, und blieben ihm auch nach ihrer Haft verbunden.

Aktuell sind die beiden offiziell zwar nicht in neuen gemeinsamen Projekten gebunden, stehen jedoch weiterhin in einem regen Austausch. Ihr Engagement für jüdisch-muslimische Themen führen sie dabei konsequent fort, um Vorurteile abzubauen und den Dialog zu fördern.

Ein Witz für die Freitagspredigt

Ihren Anfang nahm die Freundschaft von Evgenia und Mustafa im Jahr 2021 bei einer Multiplikatorenschulung des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge. Evgenia, damals als Projektleiterin tätig, engagierte Mustafa sowie einen Rabbiner und eine evangelische Pfarrerin als Referent:innen.

Mustafas erster Eindruck von Evgenia war denkbar unsentimental: „Endlich habe ich mal eine anständige jüdische Person kennengelernt, mit der ich zusammenarbeiten kann.“ Sonst, so sein Eindruck, seien Jüdinnen und Juden ihm gegenüber eher zurückhaltend. „Bei Evgenia war das anders, die war gleich voll da.“ Auch für Evgenia hat die zwischenmenschliche Chemie gleich gestimmt: „Als ich Mustafa das erste Mal sah, dachte ich sofort: Mit ihm kann man arbeiten. Er macht sehr gute Witze, man kann mit ihm lachen und er lässt das auch zu.“ Diese Art von direktem, manchmal sogar derbem Humor ist typisch für den Umgang der beiden miteinander.

Einen dankbaren Anlass zu Flachsen liefert Evgenia, die auf ihrem Arm ein Abziehtattoo präsentiert (sie hat ein Faible dafür), was Mustafa sofort aufgreift: „Der Tattoo-Witz ist ja genial für meine Freitagspredigt.“ Auf die Mustafa öfters gestellte Frage, warum er sich „unter Juden traue“, verweist er scherzhaft auf seine „Kampfsportkenntnisse“, nur um sofort sein Credo nachzuschieben: „Jede Streitvermeidung [durch Humor] ist besser als Streit“. Doch ihr Humor ist mehr als nur Ablenkung. Er ist ein gemeinsames Ventil, das für Spannungsabbau in einer Beziehung sorgt, die gesellschaftspolitisch auf explosivem Grund steht.

„Wenn ich mit Evgenia rede, dann rede ich mit Evgenia. Ich rede nicht mit dem Staat Israel, nicht mit der jüdischen Gemeinde oder dem Zentralrat. Nein, ich rede mit Evgenia. Und wir sind Freunde. Das ist der Clou der Geschichte“, sagt Mustafa.

Der Ort und die kulinarische Übereinkunft

Unser Treffen findet im Restaurant „Shalom Makkabi“ im Frankfurter Stadtteil Bockenheim statt. Es gehört zum Tennis- und Squash-Park des TuS Makkabi 1965, einem großen jüdischen Turn- und Sportverein in Frankfurt. Und obwohl Evgenia betont, dass Sport nicht ihre Sache sei – „Sport ist Mord“, sagt sie scherzhaft –, ist die Wahl dieses koscheren jüdisch-russischen Restaurants gleichwohl symbolträchtig. Es verbindet Evgenias Herkunft mit dem multikulturellen Frankfurt. Ihre Übereinkunft ist denn auch kulinarischer Natur – Essen gehört gerne und oft dazu.

An diesem belebten Ort wird schnell deutlich, dass Evgenia eine geborene Netzwerkerin ist. Während wir vor den Tennisanlagen des Sportvereins sitzen, organisiert sie ein Treffen zu jüdisch-muslimischen Begräbnisritualen und stellt den meist jüdischen Gästen Mustafa vor. Dabei führt sie zahlreiche Telefonate und kurze Gespräche mit Gästen und Mitarbeiter:innen. Diese Eigenschaft verbindet sie mit Mustafa, der ebenfalls die Gabe hat, verschiedenste Leute aus den unterschiedlichsten Milieus für gemeinsame Projekte wie beispielsweise eine kulturgeschichtliche Studienreise nach Istanbul zu begeistern. So ist es ihm auch gelungen, den Mainzer Rabbiner und weitere Vertreter:innen der Frankfurter oder Mainzer Öffentlichkeit für den interreligiösen Dialog zu gewinnen.

„Wenn ich mit Evgenia rede, dann rede ich mit Evgenia. Ich rede nicht mit dem Staat Israel, nicht mit der jüdischen Gemeinde oder dem Zentralrat. Und wir sind Freunde.“ Mustafa

Mittendrin entdeckt Evgenia eine überraschende Verbindung: Ihr Ex-Mann stammt aus Aserbaidschan, weshalb ihr die sprachliche Nähe zum Türkischen vertraut ist. „Das ist fast wie Türkisch“, erinnert sie sich an ihre Zeit im Kaukasus. Mustafa pflichtet ihr sofort bei und zieht die Verbindung zu seinen eigenen Wurzeln: „Das sind ja im Grunde auch Türken, es ist halt ein anderer Dialekt.“ Evgenia bestätigt das lachend: „Ja, auf jeden Fall!“ Ihr Dialog zeigt beispielhaft, dass sich Kulturen seit Jahrhunderten unbemerkt vermischen. In diesem Moment finden Evgenia und Mustafa in der gemeinsamen kaukasischen Sprache und der geteilten kulinarischen Geschichte eine Wahrheit, die älter ist als moderne Konflikte.

Die Zerreißprobe

Der 7. Oktober 2023 und der folgende Krieg in Gaza haben ihre Freundschaft und ihr gemeinsames Lachen einer harten Probe unterzogen. Zahlreiche andere jüdisch-muslimische Freundschaften und Dialogformate sind daran zerbrochen. Für die bei-



den war die persönliche Entscheidung jedoch klar: „Das darf keinen Einfluss auf unser persönliches Verhältnis haben“, sagt Evgenia. „Wir sind keine Stellvertreter für die Politik Israels, Palästinas, Russlands, der Türkei oder unserer lokalen Gemeinden in Frankfurt.“

Doch im Laufe unseres Gesprächs scheint diese Vereinbarung zu wanken: Plötzlich befinden wir uns in einer hitzig geführten politischen Debatte. Mustafa kritisiert das militärische Vorgehen Israels massiv und stellt die Frage nach der Verhältnismäßigkeit der Opferzahlen auf beiden Seiten. Evgenia, die durch den beruflichen Hintergrund ihres Mannes im israelischen Sicherheitssektor geprägt ist, weist dies unter Verweis auf rechtsstaatliche Prinzipien zurück.

Der Dialog verschärft sich bei der Frage nach der gesellschaftlichen Erziehung und den historischen Traumata: Während Mustafa Vorurteile gegenüber Muslimen thematisiert, betont Evgenia die Notwendigkeit der Selbstbehauptung als Lehre aus der Shoah. Begriffe wie „Kolonialismus“ und „Sicherheitsinteressen“ prallen ungefiltert aufeinander. Inmitten einer Flut von digitalen Belegen und gegenseitigen Vorwürfen der Desinformation – bis hin zum Verdacht auf KI-generierte Inhalte – wird deutlich, wie tief die Kluft zwischen ihren jeweiligen Informationsräumen und Narrativen ist.

Doch gerade hier tritt etwas Erstaunliches zutage: Ihre Freundschaft zerbricht in diesem Moment nicht – vielmehr endet unser Gespräch versöhnlich. Mustafa: „Ich mag dich, Evgenia, sehr. Wenn ich über etwas spreche, von dem ich etwas weiß, möchte ich dir natürlich die Belege schicken, damit du mich nicht für verrückt hältst.“ Evgenia: „Mich interessieren deine Perspektiven. Ich höre von dir Dinge, die ich in meiner Gemeinschaft so nicht höre. Wir haben verschiedene Informationen, aber wir sind klug genug zu erkennen, dass uns das nicht trennt.“

Der Dialog als einziger Ausweg

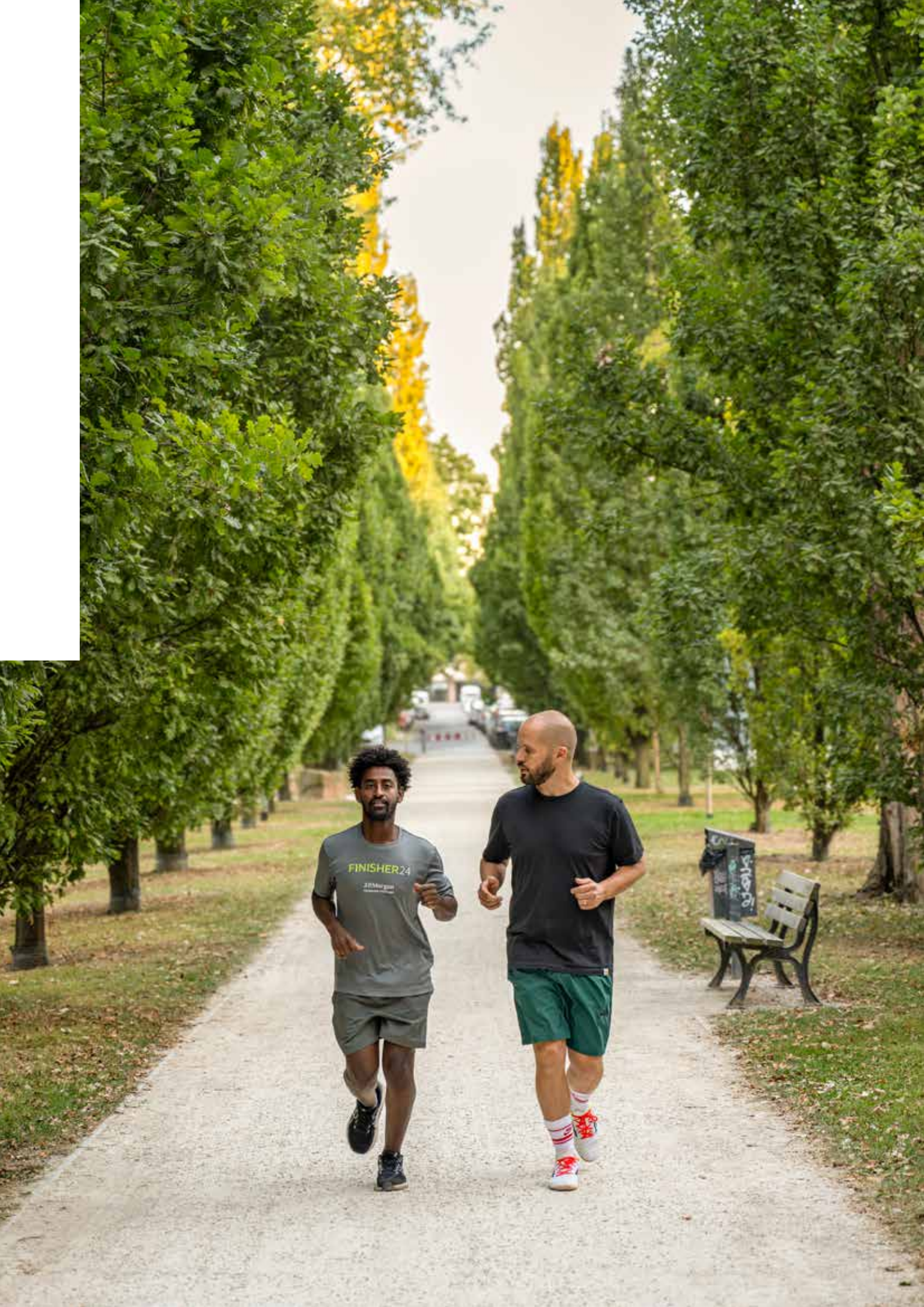
Später gesteht Evgenia, dass sie nur mit Mustafa so offen über diese Themen spreche. Beide nehmen sich vor, die Informationen des jeweils anderen zu studieren und sich anschließend erneut auszutauschen.

„Der Konflikt ist nicht von unserer Generation“, sagt Mustafa, „aber unsere Aufgabe muss es sein, die Gespräche aufrechtzuerhalten.“ Die Bereitschaft zu akzeptieren, dass es unterschiedliche Perspektiven auf das gleiche Geschehen gibt, und sich gegenseitig mit der Realität der anderen Seite zu konfrontieren, ist das eigentliche Erfolgsgeheimnis ihrer Freundschaft. Es ist die Umsetzung des Maimonides-Gedankens, dem sich beide verschrieben haben. Die persönliche Begegnung hat Vorrang vor der Gruppenzugehörigkeit.

„Der Konflikt ist nicht von unserer Generation, aber unsere Aufgabe muss es sein, die Gespräche aufrechtzuerhalten.“ Mustafa

Zum Ende des Gesprächs kehren beide zur gegenwärtigen Realität in Deutschland zurück. Evgenia berichtet von der wachsenden Verunsicherung in ihrer Community, etwa durch einen israelischen Lehrer, der aus Angst die Sichtbarkeit mied: „Er hat gesagt, ich bin nicht verrückt, ich stelle mich nicht dahin. [...] Er hat Angst gehabt, weil er aus Israel kommt, und weiß, dass es gefährlich ist.“ Auch Mustafa treibt die Sorge um die nächste Generation um: „Was mich interessiert und was ich beeinflussen kann, ist die Sicherheit meiner Kinder. Das ist für mich das A und O.“

Trotz der Sorgen und Zukunftsängste ist die Geschichte von Evgenia und Mustafa ermutigend. Sie zeigt, mit wie viel Geduld, Ehrlichkeit und Toleranz die beiden einander nicht nur mögen, sondern auch herausfordern. Denn am Ende wissen sie, was wirklich zählt: „Wenn Juden und Muslime sich treffen, müssen sie essen“, erklärt Mustafa, bevor beide die Speisekarte überfliegen und zwei koschere Hühnchen osteuropäischer Art bestellen.



Abdulwasa Abdulkader Osman und Milan Levy – Väterfreundschaft zwischen Familiengrillen und Fußball

Die Väterfreundschaft, die wir hier vorstellen, steht beispielhaft für ein alltägliches Miteinander, das angesichts des krisenhaften Blicks auf jüdisch-muslimische Beziehungen gerne übersehen wird: Da ist zum einen Milan Levy, ein in Deutschland geborener jüdischer Vater mit bosnischen Wurzeln, der als Referent für digitales Produktmanagement tätig ist, und zum anderen Abdulwasa Abdulkader Osman, ein muslimischer Vater mit eritreischen Wurzeln, der in der IT-Branche arbeitet. Die beiden Männer leben im Frankfurter Stadtteil Höchst, ihre Kinder gehen in dieselbe Schule. Milan und Abdulwasa teilen nicht nur eine Liebe zum Sport, sie pflegen auch beide ein pragmatisches und entspanntes Verhältnis zu ihrer Religion. Für sie sind das Judentum und der Islam einander viel ähnlicher als andere Religionen.

Der niederschwellige Start einer Freundschaft

Warum sie Freunde sind? „Weil wir coole Typen sind“, antworten die beiden Männer lachend. Sie lernten sich kennen, weil sich ihre Alltagswege regelmäßig kreuzten. „Es ist tatsächlich so, dass wir uns in der Nachbarschaft immer irgendwie über den Weg gelaufen sind“, erinnert sich Milan. „Wir sind ja auch Mitglied im Schwimmverein und haben uns dort oft gesehen.“ Vor allem die Kinder bildeten ihren gemeinsamen Nenner, eine „Rasselbande“, die sich ohne jegliche Berührungsängste arrangiert und miteinander spielt.

Die Väter pflegen diese Verbindung durch gemeinsame Aktionen wie Fußballspielen und Grillen mit den Familien. Als etwas Außergewöhnliches haben sie ihre Freundschaft bislang nie gesehen und angesprochen auf ihre unterschiedliche religiöse und ethnische Identität entgegnet Abdulwasa, dass diese bis zu unserem Treffen im City Park Höchst „überhaupt kein Thema“ gewesen sei. Auch für Milan spielt das „Jüdisch-Muslimische“ in ihrer Freundschaft keine Rolle. „Oder sollte es?“, fragte er direkt nach.

„Der wichtigste Punkt ist, dass man bereit ist, den ersten Schritt zu machen, und nicht nur auf die anderen wartet.“
Abdulwasa

„Es ist tatsächlich so, dass wir uns in der Nachbarschaft immer irgendwie über den Weg gelaufen sind.“ Milan

Nach kurzem Nachdenken bestätigt Milan jedoch, dass ihre Freundschaft die Annahme widerlegt, ein solches Miteinander müsse erst von außen arrangiert werden. Viel entscheidender aus seiner Sicht: „Ehrlichkeit und Menschlichkeit“. Abdulwasa sieht das ähnlich: „Es ist notwendig, offen zu sein und über Intoleranz hinwegzusehen. Dann gibt es keine Grenzen. Wenn die Chemie stimmt und man eine gute Zeit miteinander verbringt, braucht es nicht mehr.“

Der Sportverein und die Einwanderungsgeschichte

An der Freundschaft von Milan und Abdulwasa lässt sich ablesen, was für einen produktiven „sozialen Ort“ im urbanen Raum nötig ist. In ihrem Fall kommt zweierlei Bedeutung zu: dem lokalen Sportverein als Begegnungsort und dem Stadtteil Höchst selbst und seiner starken Prägung durch Einwanderung (Vogel et al. 2024). Der Verein bringt verschiedene soziale Gruppen und Milieus – hier eine jüdische und eine muslimische Familie – zusammen. Nicht die ethnische Herkunft zählt hier, sondern der sportliche Einsatz auf dem Platz. Durch das Engagement der Väter und die gemeinsame Fürsorge für die Kinder und den Fußball entsteht eine lokale Öffentlichkeit, die die Anonymität der Großstadt überwindet.

Höchst ist heute ein Beispiel für eine sogenannte „Minority-Majority-City“ (Crul 2016), in der die Bevölkerung mit Migrationshintergrund die Mehrheit stellt: Laut den Analysen des Forschungsprojekts „Perspektivwechsel Höchst“ stellen ethnische Minderheiten mehr als 66 Prozent der lokalen Bevölkerung dar (Knöll et al. 2021). Die Zuwanderung begann bereits mit der Industrialisierung, seit der Gründung der Farbwerke Höchst AG im Jahr 1863 änderte sich die Bevölkerungsstruktur rasant (Schaefer 1986). Nach dem Zweiten Weltkrieg schnellte die Einwohnerzahl durch die Ankunft von Kriegsflüchtlingen und später der „Gastarbeiter:innen“ in die Höhe. Zwar wurde Höchst im Jahr 1928 in Frankfurt eingemeindet, behielt aber lange seine Rolle als Mittelzentrum für den Frankfurter Westen.

Für in Höchst geborene Kinder ist es selbstverständlich, mit Menschen aller Kulturen und Religionen aufzuwachsen. Höchst bietet mit seiner hohen Bevölkerungsdichte und Heterogenität somit die notwendigen Ressourcen, damit aus vielen einzelnen Begegnungen positive Erfahrungen und damit Vertrauen und Akzeptanz erwachsen.

Milan beschreibt, wie organisch er in die bosnisch geprägte Struktur seines Viertels hineingewachsen ist. Für ihn ist der Alltag dort von einer Selbstverständlichkeit geprägt, in der seine jüdische Identität keine Barriere darstellt: „Ich habe bosnische Wurzeln, kaufe beim bosnischen Bäcker ein und gehöre hier einfach dazu. Auch wenn das Umfeld kulturell stark muslimisch geprägt ist, spielt das in unseren Begegnungen keine Rolle – man begegnet sich einfach als Nachbar, ohne dass die eigene Herkunft ständig Thema ist.“



Austausch in Zeiten der Polarisierung

Trotz ihrer starken lokalen Verankerung wird die Freundschaft von Milan und Abdulwasa von der globalen Polarisierung nach dem 7. Oktober 2023 überschattet. Milan sagt, dass sein „Alarmlevel“ gestiegen sei – nicht aus Angst vor Abdulwasa oder Muslimen im Allgemeinen, sondern wegen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklung, in der „Jüdischsein immer noch extrem polarisiert“ und, so fährt er fort, „anscheinend Mord und die übelsten Gräueltaten in den Köpfen mancher legitimiert“.

Daraus hat Milan Konsequenzen gezogen für seinen Alltag und den seiner Familie. So habe er seine Haltung zu öffentlichen Schulen revidiert. Seine Kinder sollen künftig jüdische Einrichtungen besuchen, zu ihrer eigenen Sicherheit und damit sie sich selbstbewusst mit ihrer jüdischen Identität auseinandersetzen können, ohne sich verstecken zu müssen.

Auch Abdulwasa bestätigt die Notwendigkeit, „wachsam“ zu bleiben. Die Väter diskutieren diese schweren Themen, etwa die Schulwahl. Zwar tragen sie den politischen Konflikt nicht untereinander aus, doch die externe Realität dringt in ihren Alltag ein.

Die Botschaft der Freundschaft

Das funktioniert ohne Entzweiung, weil sie sich als Menschen und Nachbarn sehen, die sich gegenseitig unterstützen. Die Väter teilen die Überzeugung, dass die Herausforderung in der Gesellschaft darin besteht, die „Blase“ zu durchbrechen und zwischenmenschlichen Austausch zu ermöglichen, anstatt sich von globalen Konflikten und denen spalten zu lassen, die von den Abgrenzungsprozessen profitieren – oft mit extremistischen Zielen.

Durch seine bosnischen Wurzeln ist Milan mit der Geschichte eines grausamen Krieges aufgewachsen, der aus ethnischer Spaltung resultierte. Auch wenn er diesen Konflikt nicht selbst miterlebt hat, prägt das Wissen um diese Vergangenheit seine Perspektive: Er weiß es umso mehr zu schätzen, heute in einem sicheren und stabilen Umfeld wie Deutschland zu leben: „[D]iese ganzen Leute leben hier und sie polarisieren hier und das ist [...] schrecklich, weil du solltest eigentlich diese komfortable Situation nutzen, dass wir hier nicht in einem Konfliktland sind, um [...] zu helfen, diesen Konflikt zu überwinden oder um einfach Mensch zu sein und seinen Nachbarn zu supporten. [...] Und das machen sie nicht und das ist halt so [...] verzweifelnd, das ist so krass.“

„Auch wenn das Umfeld kulturell stark muslimisch geprägt ist, spielt das in unseren Begegnungen keine Rolle – man begegnet sich einfach als Nachbar, ohne dass die eigene Herkunft ständig Thema ist.“ Milan

„Die wichtigsten Punkte sind, dass man bereit ist, den ersten Schritt zu machen, und nicht nur auf die anderen wartet“, ergänzt Abdulwasa. Für ihn ist Freundschaft kein Selbstläufer; es brauche eine echte Verbindung oder einen gemeinsamen „Zweck“. Wenn diese Grundlage jedoch gefestigt sei, könne eine solche Bindung jeder äußeren Belastung standhalten und, wie er sagt, „alles möglich sein“.

Die Verbindung zwischen den beiden Vätern demonstriert, dass gelebte Vielfalt in Frankfurt, einer „Stadt der Ankunft“ mit kurzen Wegen, eine taugliche Basis für gesellschaftlichen Zusammenhalt ist. Sie zeigt zudem, dass menschliche Verbindungen im Lokalen die Kraft haben, gegen ideologische Lagerbildung anzukommen und Vertrauen aufzubauen, das auch in politisch krisenhaften Zeiten trägt.



Nargess Eskandari-Grünberg und Simone Hofmann – eine Verbindung für das menschliche Leben

Die Frankfurter Bürgermeisterin und Diversitätsdezernentin Nargess Eskandari-Grünberg trägt eine feingliedrige goldene Kette mit dem hebräischen Buchstaben „Chai“ (חַי), was „Leben“ bedeutet. Die Kette ist ein Geburtstagsgeschenk der jüdischen Publizistin und Aktivistin Simone Hofmann an ihre im Iran geborene Freundin Eskandari-Grünberg. Im Büro der Bürgermeisterin im Frankfurter Römer mit Blick auf die Paulskirche verkörpern die beiden Frauen ebenso demokratische Haltung wie herzliche Zugewandtheit.

Zwei Biografien, verschiedene Erfahrungen, ein Anliegen

Die Lebenswege der beiden Frauen könnten unterschiedlicher nicht sein. Trotzdem sind sie verbunden in der tiefen Überzeugung, dass es lohnt, für die Würde des Menschen und gegen Ungerechtigkeit zu kämpfen.

Eskandari-Grünberg hat im Iran sowohl Flucht und Verfolgung, aber auch als Kind in Teheran ein selbstverständliches interreligiöses Miteinander erlebt. „Ich bin in einem Viertel aufgewachsen, in dem jüdische, christliche, bahaiische, armenische und zoroastrische Kinder lebten. Das heißt, wenn ich fünf Freundinnen hatte, dann hatte jede von ihnen eine andere Religion. Diese Freundschaften waren nie eine Frage der religiösen Zugehörigkeit.“

Dieses Miteinander zerbrach durch die Islamische Revolution sowie durch die Vertreibung und Hinrichtung von Freund:innen und Angehörigen – Erlebnisse, die ihre politische Haltung bis heute nachhaltig prägen. In einem emotionalen Moment erinnert sich Eskandari-Grünberg:

„Der Vater von meiner besten Freundin hatte einen zoroastrischen Hintergrund und wurde hingerichtet. Der Bruder von meiner christlichen Freundin wurde hingerichtet. Die sind alle [...] wirklich in alle Welt vertrieben worden [...] Ich war Zeugin von wirklich Hunderten von Menschen, die hingerichtet wurden – Menschen, die neben

mir waren, am nächsten Tag abgeholt worden sind und im Alter von 15, 16, 17 Jahren hingerichtet wurden.“

„Wir müssen mit den Generationen sprechen, die den Stift in der Hand halten, die die Zukunft schreiben. Was heute geschrieben wird, ist die Zukunft von morgen.“ Simone

In Deutschland, sagt Nargess Eskandari-Grünberg, habe sie das Wort „Würde“ neu verstanden. Obwohl sie anfangs die deutsche Sprache nicht beherrschte, wusste sie instinktiv, „was das auf Persisch bedeutet“. Für sie ist es „das Höchste, der menschliche Anteil, von dem man spricht: diese Würde, die jedem innewohnt. Und das war ja letztendlich die Botschaft, die ich von meinem Vater bekommen habe: „Achte immer auf die Würde des Menschen. Schau nicht, wo der Mensch herkommt, sondern achte darauf, dass die Würde des Menschen unantastbar bleibt.“

Auch für Simone Hofmann ist die Würde des Menschen ein unbedingter Angelpunkt, der einen gemeinsamen Maßstab liefert, auch aus unterschiedlichen biografischen und politischen Perspektiven. In ihrer Familiengeschichte bildet der Holocaust einen tiefen und bis heute wirkenden Bruch. Sie erzählt, wie die dreieinhalb Jahre, die ihr Vater im Konzentrationslager verbringen musste, die gesamte Familie traumatisiert haben. Trotz dieser Bürde – oder gerade deswegen – wurde sie in einem Zuhause der Offenheit und des Respekts vor anderen Menschen erzogen.

Hofmanns unerschütterliches Engagement gegen Antisemitismus speist sich aus dem Wissen um die NS-Verbrechen, aber auch aus persönlichen, alltäglichen Erfahrungen von Ablehnung und Hass, die sie selbst als Kind in Deutschland erlebte. Sie wuchs in einem Vorort von Mannheim auf und erinnert sich an frühe, schmerzhaft antisemitische Ausgrenzungen: „Wenn ich als Jüdin an der Reihe war bei den Nachbarn, [...] hingen sie die Schaukel ab.“ Obwohl sie in ihrer Kindheit viele nicht jüdische Freunde hatte, war die muslimische Gemeinschaft in ihrem Umfeld noch kaum präsent.

Die Ausgrenzung von Kindergeburtstagen traf sie tief, ohne dass sie als Sechsjährige die politische Dimension begriff. Ihr Vater spürte ihre Trauer und ahnte deren Ursache. Bis heute gewinnt sie aus dem, was ihr widerfuhr, eine klare Haltung: Für sie ist Hass nie ein Mittel zum Zweck; vielmehr ist es eine stetige Aufgabe, sich gegen ihn zu wehren und „die Wand“ des Hasses nicht mit dem Kopf, sondern mit „anderen Mitteln“ aufzuweichen.

Der Beginn einer Freundschaft inmitten einer politischen Kontroverse

Ihre Freundschaft, die sich laut Eskandari-Grünberg nicht aus ihrer Länge, sondern der Intensität der Begegnungen nährt, entstand im Mai 2023 inmitten einer heftigen politischen Kontroverse um das Konzert von Roger Waters in der Frankfurter Festhalle.



Als kommissarische Oberbürgermeisterin musste Eskandari-Grünberg darüber entscheiden, ob dieses Konzert in der historisch belasteten Veranstaltungshalle an der Messe stattfinden soll. Während der Novemberpogrome 1938 diente sie als Sammlungsort für die Deportation von Tausenden Frankfurter Jüdinnen und Juden. Die Stadt und das Land Hessen versuchten zunächst, das Konzert aufgrund anhaltender Antisemitismusvorwürfe gegen Waters abzusagen. Sie unterlagen jedoch in einem Eilantrag vor dem Verwaltungsgericht, das zugunsten der Kunstfreiheit entschied. Simone Hofmann gehörte zu denen, die öffentlich und entschlossen gegen das Konzert protestierten und die „antisemitische Haltung des Künstlers“ anprangerten.

Eskandari-Grünberg erinnert sich an ihren ersten Kontakt: „Simone sagte damals: Das geht nicht. Wir können in der Festhalle, von wo aus Juden deportiert wurden, in Frankfurt kein Konzert zulassen, das aus unserer Sicht ganz klar und deutlich antisemitisch und judenfeindlich ist.“ Beide Frauen merkten hier schnell, dass sie eine „unglaublich ähnliche“ Haltung und Eigenschaften hatten: Temperament, Offenheit, Fairness, Ehrlichkeit und vor allem zupackendes Handeln statt leerer Phrasen. Beide wollten es bei dem Gerichtsurteil, das Waters den Auftritt erlaubte, nicht bewenden lassen. Gemeinsam mit anderen organisierten sie das zivilgesellschaftliche Bündnis „Frankfurt vereint gegen Antisemitismus“, das am Tag des Konzerts eine große Gedenkveranstaltung und Kundgebung vor der Festhalle abhielt. Die Botschaft dabei: „Wenn Roger Waters spricht, sind wir lauter.“

Gemeinsam gegen Diskriminierung und für Frauenrechte

Der gemeinsame Einsatz gegen Diskriminierung und für universelle Menschenrechte bildet in ihrer Freundschaft einen roten Faden. Ein besonders bewegender Moment war für beide die gemeinsame Pflanzung von Bäumen für Mahsa Amini, jene junge Kurdin, die 2022 nach ihrer Festnahme durch die iranische Sittenpolizei

wegen eines angeblichen Verstoßes gegen das Hidschāb-Gesetz starb. Ihr Tod löste die schwersten Proteste gegen das Regime seit der Islamischen Revolution aus und wurde zum Erweckungsmoment der iranischen Frauenbewegung. Obwohl die Einweihung des Gedenkorts auf das jüdische Neujahrsfest fiel, entschied sich Hofmann für die Teilnahme, um ein Zeichen gegen Unterdrückung und für die Würde der Frau zu setzen: „Ich habe zu meinem Mann gesagt: Egal, was ist, ich will dorthin gehen. Weil es mir ein Anliegen ist und ich auch weiß, dass meine Teilnahme Nargess wichtig ist, in einer Freundschaft solche Momente miteinander zu teilen.“

In der iranischen Diaspora-Community trug Hofmann ihren Davidstern offen. Sie empfand das als wohltuend – eine Freiheit, die sie sich im Alltag aus Sorge vor Anfeindungen eher nicht nimmt. Eskandari-Grünberg wiederum erzählt, dass Hofmanns Erscheinen die iranische Community zutiefst berührte: Durch ihre Präsenz wurde sie zu einem „Symbol des Miteinanders“. In diesem Moment verschmolzen ihre Anliegen. Hofmann machte den Kampf gegen das iranische Regime zu ihrem eigenen, während Eskandari-Grünberg die Solidarität ihrer Freundin als Kraftquelle für den gemeinsamen Widerstand gegen Verfolgung, Folter und Diktatur begriff. Ihre unterschiedlichen Biografien bilden hier kein Hindernis, sondern ein gemeinsames Fundament.

„Wir müssen die historischen Fakten und die Muster des Antisemitismus frühzeitig erklären.“ Nargess

Ebenso verbunden traten sie am Internationalen Frauentag 2024 auf. Sie kritisierten feministische Gruppen, die aus ihrer Sicht zu den von der Hamas als Geiseln genommenen Frauen und der Verletzung ihrer Rechte schwiegen.

Vermitteln in polarisierten Zeiten: Bildung und klare Haltung

Was beide Frauen beschäftigt, ist die Frage, wie in polarisierten Zeiten Empathiebrücken geschlagen werden können. Eskandari-Grünberg, promovierte Psychologin, betrachtet Hass als Affektphänomen, das genährt wird oder durch andere, positive Erzählungen, Fakten und Vorbilder auch zurückgefahren werden kann: „Ich glaube, der wichtigste Ansatzpunkt ist, dass wir sehr früh in der Bildung ansetzen und die Menschen in ruhigen Momenten erreichen müssen. Wir müssen die historischen Fakten und die Muster des Antisemitismus frühzeitig erklären.“ 2010 warb sie deswegen für ein Fortbildungsprogramm zur Gesellschaftskunde für Imame und Seelsorger:innen in Moscheen, an dem 26 Frauen und Männer aus 20 Gemeinden teilnahmen. Ziel war es, die öffentliche Rolle der Imame zu stärken, ihnen das deutsche Grundgesetz und die Menschenrechte näherzubringen und sie stärker in die Zivilgesellschaft einzubinden. Im Frankfurter Rat der Religionen suchte Eskandari-Grünberg zugleich den Austausch, um auch konservative jüdische, muslimische und christliche Gemeinden zu vernetzen, damit sie einander besser kennenlernen und voneinander lernen.

Simone Hofmann teilt in unserem Gespräch diesen Ansatz: „Wir müssen mit den Generationen sprechen, die den Stift in der Hand halten, die die Zukunft schreiben. Was heute geschrieben wird, ist die Zukunft von morgen.“ Beide sind sich einig, dass man nicht alle erreichen kann und keine Energie an Extremist:innen verschwenden sollte. Doch es gebe Menschen, die bereit sind, nachzudenken und ihr Verhalten infrage zu stellen. Diese Menschen müssten identifiziert und ermutigt werden.

Klarheit statt Verwirrung: Der Nahostkonflikt

Absolut einig sind sich beide, was die Existenzberechtigung Israels und die klare Verurteilung von Antisemitismus angeht. Eskandari-Grünberg zieht eine Linie von ihrer Kindheit im Iran, wo Israel als ein „schönes, freundliches Land“ galt, zur heutigen Realität. Sie verurteilt die „Umkehrung von Opfer und Täter“ sowie die Rolle des iranischen Regimes, das Hass schüre.

„Ich bin in einem Viertel aufgewachsen, in dem jüdische, christliche, bahaiische, armenische und zoroastrische Kinder lebten.“ Nargess

Hofmann erzählt, dass beide zwar über die israelische Regierung auch kritisch diskutieren könnten, aber niemals Ursache und Wirkung verwechseln würden. Wesentlicher Maßstab für sie: Im Hier und Jetzt in Frankfurt dürfen jüdische Menschen keine Angst haben. Dass dies längst nicht selbstverständlich ist, zeigt drastisch ihre eigene Erfahrung: „Ich

bin seit 2014, glaube ich, regelmäßig an der Fachhochschule, der University of Applied Sciences in Frankfurt. Seit dem 7. Oktober 2023 geht es aus Sicherheitsgründen nur noch über Zoom. Ich kann nicht mehr persönlich hingehen.“

Hoffnung und Mut

„Ich glaube“, so Eskandari-Grünberg, „uns verbindet, dass wir zum Leben stehen, und zwar zu allen Menschen, um dieses Positive auch miteinander auszustrahlen und dabei auch mutig zu sein.“ Die Kette mit dem Buchstaben „Chai“ ist das Symbol für dieses gemeinsame Anliegen.

In Zeiten, in denen zivilgesellschaftlichen Akteur:innen aus Judentum und Islam gemeinsame Projekte aufgrund von Angst vor Anfeindungen schwerfallen, agieren Nargess Eskandari-Grünberg und Simone Hofmann als Vorbilder des Zusammenhalts. Ihre Freundschaft strahlt Mut und Hoffnung aus und sie beweist, dass eine menschliche, zugewandte Haltung immer möglich ist, auch wenn Herkunft und Familiengeschichte tiefe Gräben vermuten lassen.



Hanifa Haqani und Manfred Levy – eine Allianz gegen Antisemitismus an Schulen

Der Lehrer und Museumspädagoge Manfred Levy und die Religionswissenschaftlerin und Sozialarbeiterin Hanifa Haqani haben sich zu einer ungewöhnlichen Allianz zusammengeschlossen, die einem akuten Anlass geschuldet ist: dem nach dem 7. Oktober 2023 zunehmenden Antisemitismus an deutschen Schulen.

Die Krise als Geburtsstunde einer Freundschaft

Hanifa ist die Gründerin des Frankfurter Vereins RUMI-Impuls, der sich für ein solidarisches Zusammenleben in der vielfältigen Einwanderungsgesellschaft einsetzt. Unter anderem arbeitet der Verein in Schulen mit jungen Geflüchteten aus Afghanistan. Nachdem einige Schüler nach dem 7. Oktober 2023 antisemitische Haltungen zeigten – von einfachen Vorurteilen bis hin zu abfälligen Kommentaren über Jüdinnen und Juden –, erkannte Hanifa, dass dem mit den üblichen pädagogischen Methoden nicht mehr beizukommen war. Sie brauchte ein Gegenüber, das ihre muslimische Perspektive durch direkten Zugang zur jüdischen Geschichte und Gemeinschaft ergänzt. In Manfred fand sie diesen Gleichgesinnten und beschreibt die Begegnung

„In vielen Gemeinden herrschen große Ängste, sich in der Demokratie zu verlieren. Dann heißt es: Es ist besser, wenn du bei uns bleibst, hier bist du geschützt vor einer Gesellschaft, die dir nur schadet.“ Hanifa

und ihr gemeinsames Ziel so: „Ich habe Manfred gesehen und mit ihm geredet und dachte: Das ist es. Ich bin ja auch sehr an persönlichen Biografien interessiert. Ich wusste, da ist Aufrichtigkeit. Wir wollen den Jugendlichen zeigen, dass Vielfältigkeit existiert – nicht als Blümchen-Sonnenblume, sondern indem wir zusammen daran arbeiten, dass man nicht aufeinander losgeht, diskriminiert oder die Menschlichkeit nimmt.“

Das Jüdische Museum Frankfurt, Manfreds langjähriger Arbeitsplatz, ist in diesen Zeiten mehr denn je ein relevanter Debatten- und Vermittlungsort. Hanifas Begegnung mit Manfred hier war sofort von einer „tiefen, aufrichtigen Resonanz“ geprägt und führte so zu einer Kooperationsidee. Ihr gemeinsames Pilotprojekt, für das sie derzeit Finanzierungsquellen suchen, zielt auf die dreijährige Begleitung von Jugendlichen ab. Es sollte nicht nur Museumsbesuche, sondern auch intensive Work-

shops sowie Reisen nach Auschwitz und Weimar und die unverzichtbare Elternarbeit umfassen. Beide pädagogisch erfahrenen Kräfte wissen, dass sich Vorurteile nicht von heute auf morgen auflösen lassen. Es ist ein Prozess, der nur durch den langsamen Aufbau von Vertrauen und die Vermittlung von Menschlichkeit gelingt. Hanifa betont die Dringlichkeit dieser praxisnahen Arbeit gegenüber dem üblichen Lernstoff im Klassenzimmer: „Man muss da reingehen, wo es am schwierigsten ist und wo es am effektivsten ist – weg von großen Reden, hin zur langfristigen Vermittlung.“

Die harte Realität: Vandalismus und Gleichgültigkeit

Die Belastungen ihrer gemeinsamen Arbeit sind bei unserem Gespräch im Café des Jüdischen Museums spürbar. Manfred treibt die wachsende Gleichgültigkeit der Mehrheitsgesellschaft gegenüber dem existenzbedrohenden Antisemitismus in Deutschland und im Nahen Osten um. Er zeigt sich zunehmend frustriert über den mangelnden öffentlichen Widerstand und die aus seiner Sicht politische Untätigkeit in Frankfurt – insbesondere angesichts antiisraelischer Demonstrationen, die für ihn oft eine deutlich antisemitische Prägung haben.

Mit Hanifa unterhält er sich darüber, wie eine Installation des Museums, die an die Geiseln erinnern sollte, mutwillig abgerissen wurde – ein Akt des Vandalismus, der in den Medien kaum Beachtung fand. Manfred vergleicht die gegenwärtige Reaktion der jüdischen Gemeinschaft mit der eines Opfers, das ruhig bleibt, um nicht noch mehr Aufsehen zu erregen, und sieht darin eine gefährliche Spirale der Entmutigung: „Es hat sich mittlerweile dramatisch relativiert. Eigentlich gibt es kaum jemanden, der sich um die Geiseln kümmert, sondern jetzt fokussieren sich alle auf die eine Seite. [...] Die Fälle werden immer gravierender, die Reaktionen werden immer harmloser. Das ist wie Mobbing: Die Opfer werden immer ruhiger, weil man halt nicht Aufsehen erregen möchte. Deshalb sollte man eigentlich noch lauter schreien. Auf der anderen Seite findest du schon in den Gästebüchern sehr antisemitische und antiisraelische Kommentare, hauptsächlich, aus meiner Sicht, von Schulklassen.“

„Man muss da reingehen, wo es am schwierigsten ist und wo es am effektivsten ist – weg von großen Reden, hin zur langfristigen Vermittlung.“

Hanifa

Hanifa benennt ungeschönt die Herausforderungen, denen ihr Verein gegenübersteht. Viele der Jugendlichen seien in autoritären, islamistischen Systemen aufgewachsen und wurden dort von klein auf ideologisch geprägt: „Sie bringen bereits ein festes Feindbild gegenüber Juden mit – die Vorstellung, dass man vor ihnen Angst haben muss oder dass sie andere vernichten wollen. Das wurde ihnen teils schon in der Taliban-Koranschule vermittelt. Durch das, was sie aktuell in den sozialen Netzwerken über Gaza sehen, fühlen sie sich unreflektiert in diesen Ansichten bestärkt.“ Daraus, so ihre Erfahrung, entstehe eine enorme Eigendynamik, in ihren Gesprächen erlebe sie die Jugendlichen oft sehr aggressiv, „in einer Art Aufbruchsstimmung“.



Diese richtete sich auch schon gegen den Verein selbst: „Dass unser Büro sogar unter Wasser gesetzt wurde – jemand hat die Spülmaschine mit der Absicht herausgerissen, sich an irgendetwas zu rächen –, das ist eine neue Stufe der Sabotage.“

Manfred ergänzt die Erfahrung pädagogischer Ohnmacht um ein weiteres Beispiel: Bei einer Gedenkfeier zum Jom Haschoa in einem jüdischen Seniorenheim zündeten Schüler:innen einer Partnerschule Kerzen an – und lachten dabei provokativ. „Wenn das Gedenken zur bloßen Pflichtübung verkommt, wird die Kerze in der Hand zum Werkzeug der Provokation statt zum Zeichen der Ehrfurcht“, so seine Wahrnehmung. Er kritisiert die oft fehlende pädagogische Vorbereitung: „Schulen betrachten den Museumsbesuch oft lediglich als Entlastung vom Unterricht und nicht als Chance für interkulturelles Lernen. Wir liefern hier keinen Wandertag mit Betroffenheitsgarantie ab; ohne die Bereitschaft der Schulen, diesen Raum pädagogisch zu stützen, bleibt das Museum für die Schüler nur ein fremder Ort mit unverständlichen Regeln.“

Plädoyer für eine Inklusion, die auch konservativen Positionen Türen öffnet

Genau hier möchten sie mit ihrem Pilotprojekt ansetzen. Es soll nachhaltiger wirken, indem sie sich mehr Zeit nehmen für die Jugendlichen und für einen authentischen Perspektivenwechsel. Dabei eint sie die Überzeugung einer pragmatischen, diversitätsoffenen Inklusion, die eben nicht Assimilation meint.

So versteht sich Hanifa selbst als konservative Muslimin, die ihren Glauben liebt. Während ihr der Glaube wichtig ist und sie in der Moschee beim Beten nach wie vor ein Kopftuch trägt, verzichtet sie im öffentlichen Raum bewusst darauf – aus Überzeugung: „Für mich ist das eine politische Entscheidung, kein Kopftuch zu tragen. Solange Frauen und Mädchen wegen dieser religiösen Vorschrift Gewalt erfahren oder

ihr Leben verlieren, ist das Nichttragen für mich eine politische Haltung. Trotzdem, wenn wir zusammenkommen, können wir diese Welt friedlich zusammen gestalten.“

Hanifa weiß um die Ängste vieler Migrantenfamilien, ihre Identität in einer pluralen Gesellschaft zu verlieren. In ihrer Heimatstadt Hanau hat sie erlebt, dass Migrant:innen oft nur als günstige Arbeitskräfte gesehen wurden, ohne echte Chance auf Aufstieg. Gleichzeitig kritisiert sie aber die Akteur:innen innerhalb der Communitys, die eine echte Partizipation scheuen und sich so selbst ausgrenzen: „Man hat sich eine gewisse Komfortabilität erschaffen – auf beiden Seiten. Die einen, die marginalisieren, und die anderen, die eigentlich gar keine Intention haben, wirklich Einfluss zu nehmen. Man möchte die Kontrolle innerhalb der eigenen Identität und der Familie behalten. In vielen Gemeinden herrschen große Ängste, sich in der Demokratie zu verlieren. Dann heißt es: Es ist besser, wenn du bei uns bleibst, hier bist du geschützt vor einer Gesellschaft, die dir nur schadet.“

Ihr neunjähriger Sohn ist in dieser Hinsicht ein Testfall für gelebte Inklusivität: Er singt im christlichen Chor und besucht den evangelischen Religionsunterricht. Als Mutter und Muslimin lässt sie ihn seinen Weg finden, zieht aber auch Grenzen – indem sie ihm etwa erklärt, dass er Jesus nicht als Sohn Gottes ansehen soll. Als er von muslimischen Mitschülern als „Verräter“ gemobbt wurde, lehnte sie es ab, ihn in den islamischen Unterricht umzumelden. Stattdessen nutzte sie den Vorfall, um ihrem Kind das demokratische Recht auf eigene Entscheidungen zu vermitteln.

Mit Manfred ist sie sich einig, dass eine rein liberale Inklusivität Gefahr läuft, jene Menschen zu verlieren, die wertkonservativ oder tiefreligiös geprägt sind. Pädagogisch möchte sie sich genau dieser Belastungsprobe stellen: Eine robuste Demokratie müsse auch illiberale Ansichten aushalten, solange diese nicht in Gewalt oder Volksverhetzung umschlagen. Dies ist aus ihrer Sicht eine notwendige, wenn auch schwierige Übung im gegenseitigen Ertragen.

Das Vermächtnis von Rumi und Maimonides

In ihrer Arbeit finden Manfred und Hanifa Trost und Stärke im gemeinsamen humanistischen Erbe ihrer Traditionen. Hanifas Verein ist nach dem Sufi-Dichter Rumi benannt, der keinen Unterschied zwischen Menschen machte und dessen Botschaft lautete: „Die Tür ist immer offen.“ Für Manfred tun sich hier ebenso Parallelen zu dem jüdischen Philosophen Maimonides sowie zur gelebten Interaktion in multikulturellen Gesellschaften auf, in denen jüdisch-muslimische Verbindungen stets vorhanden waren.

Obwohl Manfred die Last der gegenwärtigen Situation und seine eigene emotionale Erschöpfung durch die globalen Ereignisse spürt, bleibt die Mission des Duos klar: Sie wol-

„Wenn das Gedenken zur bloßen Pflichtübung verkommt, wird die Kerze in der Hand zum Werkzeug der Provokation statt zum Zeichen der Ehrfurcht.“

Manfred

len Frieden schaffen, indem sie der jungen Generation beibringen, optimistisch nach friedlichen Lösungen zu suchen und diese zu verteidigen. Hanifa fasst dieses dauerhafte Engagement und die Hoffnung, die sie antreibt, so zusammen: „Vielleicht bin ich morgen nicht mehr da. Also ich habe aber wenigstens den Schritt gemacht, dass ich einfach Kindern und Jugendlichen beibringen konnte, dass sie nicht diskriminieren, dass sie keine Feindschaften schließen, sondern optimistisch nach Frieden suchen und diesen Frieden halt verteidigen.“

Manfred und Hanifa sind „Brückenbauer“, die sich weder von der „Ignoranz der Mitte“ noch von den Rachegeleüsten der gesellschaftlichen Ränder einschüchtern lassen. Ihre gemeinsame Arbeit ist unvollkommen und manchmal anstrengend und ein kraftvolles Beispiel dafür, dass interreligiöse Freundschaft kein akademisches Ideal ist, sondern ein existenzieller Akt der Demokratiebildung, der sich täglich neu gegen alle Widerstände beweisen muss.



Elisabeth Becker-Topkara und Ufuk Topkara – das ganz normale Miteinander einer kosmopolitischen Familie

Ein gewöhnlicher Abend im Hause Becker-Topkara, irgendwo zwischen dem Korrigieren von Hausarbeiten und dem Zubettbringen der Kinder: Beim Gute-Nacht-Sagen stellt der zehnjährige Sami seinem Vater Ufuk die aus seiner Sicht logische, für Außenstehende jedoch verwirrende Frage: „Erzähl mir was aus dem jüdischen Koran zum Einschlafen.“ Als seine Mutter Elisabeth dies hört, muss sie schmunzeln. Es ist ein Moment, in dem sich die Schubladen, die die Öffentlichkeit spalten, im häuslichen Alltag der Familie auf natürliche Weise vermischen.

Die Kombination „jüdischer Koran“ ist für Sami kein Widerspruch, sondern das natürliche Ergebnis der Koexistenz von Judentum und Islam, von Chanukka-Feiern und islamischem Fastenbrechen. Genau dieses Miteinander der Familie, das für sie im Wortsinn „normal“ ist, macht die Geschichte von Elisabeth Becker-Topkara und Ufuk Topkara so einzigartig und zugleich so universal – und stellt ein starkes Gegennarrativ zur vorherrschenden Polarisierung in Deutschland dar.

Wechselseitige intellektuelle Blickachsen

In einem Café in der Heidelberger Altstadt erzählt Elisabeth eine weitere Geschichte, die veranschaulicht, wie schwer sich das Leben des Paares in religiöse oder kulturelle Kategorien einordnen lässt. Sie und ihr Mann waren auf einer akademischen Konferenz und haben

„Ich denke, es ist wichtig, selbstkritisch zu sein.“ Ufuk

sich einen Spaß daraus gemacht, das Klischee des „Jewish-Muslim Couple“ auf spielerische Weise zu unterlaufen. Dazu luden sie das Publikum zu einem Ratespiel ein: „Eine/einer von uns, hat zehn Jahre im Jüdischen Museum gearbeitet und forscht zur deutsch-jüdischen Geschichte. Die/der andere hat ein Buch über Moscheen in Berlin und London verfasst und sich mit islamischer Ethik, Integration und Multikulturalismus auseinandergesetzt. Wer ist jetzt wer von uns beiden?“ Wie erwartet lagen einige Zuhörer daneben, denn die intellektuellen Bahnen des Paares sind stark miteinander verwoben: Elisabeth ist derzeit Freigeist-Fellow am Max-Weber-Institut für Soziologie der Universität Heidelberg und Senior Fellow am Center for Cultural Sociology der Yale University. Ufuk lehrt in Berlin Vergleichende Theologie in islami-

scher Perspektive. Beide sind herausragend in komplementären wissenschaftlichen Fachgebieten und sie pflegen den Blick über den Tellerrand. Beide haben ein tiefes Interesse an der deutsch-jüdischen Geistesgeschichte, wenn auch aus unterschiedlichen Perspektiven.

Elisabeth, die aus einem intellektuellen jüdischen Elternhaus aus New York stammt, nähert sich der Kultur von innen. Ufuk, der in Deutschland in einer muslimisch-migrantischen Community aufwuchs und dessen Familie aus der Türkei stammt, betrachtet sie von außen. Ihm ist es wichtig zu sagen, dass sein Interesse an der jüdischen Geschichte bereits vor ihrer Begegnung existierte und er sich diesem Thema sehr vorsichtig von außen nähern muss. Ihre intellektuelle Partnerschaft profitiert von seinen tiefgründigen Denkansätzen und ihrer Fähigkeit, Ideen schnell in druckreife Texte zu fassen. So prägen sie nachhaltig die wissenschaftliche Diskussion über jüdisch-muslimische Allianzen.

„Die Spannung, die theologisch gesehen zwischen dem Christentum und dem Judentum besteht, existiert nicht zwischen dem Judentum und dem Islam.“ Ufuk

Beim Nahostkonflikt, den das Paar offen diskutiert, zeigt sich die Feinjustierung ihrer Standpunkte: Elisabeth richtet ihren Blick verstärkt auf die militärische Eskalation, die aus ihrer Sicht sowohl durch die aktuelle israelische Regierung als auch durch die Hamas befeuert wird. Ufuk hingegen bemüht sich um ein tieferes Verständnis der historischen Traumata in der Region, die nach seiner Überzeugung wesentlich zur Konfliktdynamik beitragen. Diese differenzierte Sichtweise spiegelt sich auch in ihren persönlichen Reflexionen wider. Elisabeth betont: „Ich versuche, die verschwommenen Linien zwischen den beiden Seiten aufzulösen. Es ist nicht schwarz-weiß; es ist nicht so, dass einer nur der Täter und der andere nur das Opfer ist.“ Ufuk ergänzt diesen Gedanken mit seinem beständigen Appell: „Ich denke, es ist wichtig, selbstkritisch zu sein.“

Die Fremdheit von Wolljacken und Gemüsesuppe

In der öffentlichen Wahrnehmung wird das Paar oft auf seine interreligiöse Konstellation reduziert. Um dem ein realistisches Bild entgegenzusetzen, konzipierte Elisabeth ein Buchprojekt über die „Langweiligkeit“ und die tiefen „Überlappungen“ ihrer Kulturen. Das Manuskript erzählte von ihrer „etwas säkularen, etwas kommunistischen“ jüdischen New Yorker Identität sowie der gemeinsamen Wertschätzung für Gastfreundschaft und Esskultur. Von den Verlagshäusern wurde der Entwurf jedoch als „zu unspektakulär“ abgelehnt. Man verlangte von ihr explizit nach dramatischen Narrativen – etwa über eine vermeintliche Unterdrückung durch die muslimische Schwiegermutter –, um die Geschichte besser vermarktbar zu machen. Die Verlage suchten nach dem großen Konflikt, doch für die profane Geselligkeit, wie sie im Alltag von Elisabeth und Ufuk tatsächlich herrscht, gab es in der Logik der Branche keinen Platz.



Gerade in der Erziehung ihrer beiden Kinder zeigt sich das für sie. Ihr Sohn, der sich selbst als „jüdischer Muslim“ bezeichnet und „wie ein kleiner Yoda nur von Frieden, Natur und Harmonie spricht“, so Elisabeth, wächst in Heidelberg in einer internationalen Community auf. Seine Freund:innen haben die unterschiedlichsten ethnischen und religiösen Hintergründe.

Dass dies noch lange nicht überall so ist, wurde dem Paar schmerzhaft bewusst, als Sami nach einem Besuch in einer deutschen Montessori-Schule verstört zurückkam und sagte: „Alle tragen die gleiche Wolljacke und essen Gemüsesuppe.“ Das Kind, das mit türkischer Pizza aufwächst, fühlte sich in dieser kulturellen Gleichförmigkeit zum ersten Mal fremd. Das Paar erkannte, dass die auch von ihnen oft kritisierte „Bubble“ eines internationalen, vielfältigen Umfelds für ihre Kinder eine Quelle der Lebendigkeit und Sicherheit darstellt. Ihre Kinder, die in drei Sprachen aufwachsen und zwischen zwei Kontinenten sowie zahlreichen Traditionen pendeln, entwickeln ihre eigenen Mischformen.

Eine (außer-)gewöhnliche Liebesgeschichte

„Es ist nicht schwarz-weiß; es ist nicht so, dass einer nur der Täter und der andere nur das Opfer ist.“ Elisabeth

Elisabeth und Ufuk lernten sich bei dem Programm „Humanity in Action“ in New York kennen, das sie scherzhaft als „Speed-Dating für Studierende“ bezeichnen. Ufuk überzeugte Elisabeth hier mit einem, so formuliert Elisabeth es lachend, „wirklich dummen Projekt“. Doch genau dieser unorthodoxe Einstieg eröffnete die

Möglichkeit für einen tieferen intellektuellen Austausch und legte den Grundstein für ihre gemeinsame Reise. Ihre Beziehung, die beide als eine „wirklich gute Freundschaft“ bezeichnen, entwickelte sich über einen Zeitraum von sechs Jahren auf unkonventionelle Weise, geprägt durch die ständige geografische Distanz ihres akademischen Lebens. Er lebte in den USA, sie in Europa, dann umgekehrt. Schließlich heirateten sie.

Rückblickend betrachten sie ihre Konflikte stets als Resultat ihres „Academic Lifestyle“ und nicht ihrer kulturellen oder religiösen Hintergründe. Ihre Auseinandersetzungen über Politik spielten sich beispielsweise vor einer Londoner Sozialwohnung ab, die Elisabeth für ein Forschungsprojekt gemietet hatte. Ihr dynamischer Lebensstil führte sie zwar immer wieder an Flughäfen und Bahnhöfen zusammen, doch diese ständige Mobilität war ein Umstand, der die gesamte Familie herausforderte.

Andere Differenzen waren und sind eher geschmacklicher Natur: Die gemeinsame Liebe zum Kaffeetrinken wurde zum „Magic Moment“ ihrer Ehe, aber nur deshalb, weil er, der vorher nie Kaffee trank, diese Liebe durch sie entdeckte. Umgekehrt war die Beeinflussung nicht ganz so nachhaltig: Elisabeth sah sich just bei ihrem ersten Date mit Ufuks leidenschaftlicher Begeisterung für amerikanischen Vanillepudding und kulinarische Massenkultur konfrontiert – gleichwohl folgte sie, die Liebhaberin europäischer Kaffeehaus-Kultur, ihm tapfer ins nächste Dunkin Donuts in New York. Während beide in Erinnerung daran herzlich lachen müssen, verdichten sich ihre hybriden Identitäten: Entgegen aller Stereotype mischen sich akademische Herkunft und kulturelle Vorlieben hier völlig neu – fernab von den Erwartungen der Außenwelt an ein „hochgeistiges“ interkulturelles Kennenlernen.

Mit Kaffeekonsum und Selbstbewusstsein gegen die Zuschreibungen

Dennoch betonen sie, dass ihr harmonisches Miteinander keine einfache Gebrauchsanweisung für andere interreligiöse Paare ist, sondern das Ergebnis einer mittlerweile 20-jährigen gemeinsamen Zeit, die von intellektuellem Mut, „Identitätskrisen“ und dem ständigen Verlassen der Komfortzone geprägt ist.

Ihre Geschichte lässt erkennen: Es braucht eine gute Portion Selbstbewusstsein, um die dominanten politischen Erzählungen über jüdisch-muslimische Beziehungen zu durchbrechen. Für das Paar selbst waren es die Kritik und der Druck von außen („Etwas ist falsch mit euch“), die das Thema in ihre Beziehung brachten, nicht ihre eigenen Gefühle. Ihnen ist bewusst, dass die ständige Konstruktion dessen, was ein „Jude“ bzw. eine „Jüdin“ und ein:e „Muslim:in“ ist, hauptsächlich politischen Interessen dient.

Ihre Geschichte ist daher mehr als die Summe ihrer interreligiösen Teile. Sie erzählt von zwei Menschen, die aufgrund ihrer Beziehung in der Öffentlichkeit dauernd in unpassende Schubladen geraten, deren privates Glück jedoch in der intellektuellen Komplementarität, dem gemeinsamen Kaffeekonsum und der unaufgeregten interkulturellen Selbstfindung ihrer Kinder liegt. Es ist ein Plädoyer für eine Gesellschaft, in der Menschen aufgrund ihrer intellektuellen Neugier und menschlichen Verbindungen zusammenfinden, statt durch äußere Zuschreibungen definiert zu werden.



Michaela Fuhrmann und Hassan Annouri – Heimatliebe auf Frankfurterisch

An einem lauen Spätsommerabend sitzen Michaela „Micky“ Fuhrmann, Vorstandsmitglied des Vereins „Wir sind alles Frankfurter e. V.“, und Hassan Annouri, auch bekannt als die Hip-Hop-Ikone Fast H, in der Szene-Bar NOAH an der Alten Oper in Frankfurt am Main. Ihre Biografien, so unterschiedlich sie sein mögen, haben sich in einem Moment gekreuzt, als es darauf ankam, das zu verteidigen, was Frankfurt ausmacht – seine Vielfalt und das tolerante Miteinander in dieser Stadt –, und ein deutliches Zeichen zu setzen gegen Antisemitismus und Rassismus. Ihre Freundschaft ist denn auch aus dem Anspruch geboren, der Polarisierung mit radikaler Ehrlichkeit zu begegnen. Dabei versuchen beide, eine Brücke zwischen jüdischen und muslimischen Gemeinschaften zu bauen.

Erstmals getroffen haben sich Micky und Hassan am 8. Oktober 2023, genau einen Tag nach dem Massaker der Hamas, und mitten im hessischen Landtagswahlkampf. Micky engagierte sich in der Kampagne „Hessen steht auf“, einer breiten Koalition gegen Rechtsextremismus, in der auch Hassan mitwirkte. „Dank der AfD haben wir uns kennengelernt“, sagt Micky schmunzelnd. Obwohl sich die beiden erst Monate später persönlich auf dem jährlichen Makkabi-Frankfurt-Ball wiedersahen, ist jene gemeinsame Arbeit in Zeiten der Krise der Katalysator für ihre Verbindung. Sie mündete in die gemeinsame Arbeit in dem Verein „Wir sind alles Frankfurter e. V.“ (WSAF), der 2022 von Hassan gegründet wurde und in den beide viel Herzblut und Zeit stecken.

Tiefer Glaube als Antrieb

Micky bringt jahrzehntelange Erfahrung in der politischen Kommunikation für jüdische Belange mit. Ihre Haltung bringt sie in einem wiederkehrenden Zitat auf den Punkt: „Uns überrascht es nicht, uns überrascht die Überraschung.“ Dies ist auch eine Kritik an der gesellschaftlichen Tendenz, erst bei offenem Judenhass aufzuschrecken, anstatt die schleichende Akzeptanz von Vorurteilen frühzeitig zu erkennen. Trotz der spürbaren Angst in der jüdischen Gemeinschaft, die in den letzten Jahren zugenommen hat, ist ihre Parole klar: „Resignieren gilt nicht“. Ihr Engagement

„Bei dem, was wir machen, musst du standhaft bleiben. Es ist nicht einfach und wir bekommen wenig Hilfe, aber wir ziehen das durch, weil wir davon überzeugt sind.“ Hassan

wurzelt in einem tiefen, aber nicht orthodoxen jüdischen Glauben. Da gibt es Verbindungen zu Hassan.

Er ist Sohn marokkanischer Einwanderer und „ein Frankfurter Bub“. Kulturell geprägt wurde er durch die deutsche Hip-Hop-Szene der 90er Jahre – in die-

ser multikulturellen Umgebung sei Herkunft „egal“ gewesen, berichtet er. Dieses ursprüngliche, unkomplizierte Wirgefühl ist die Grundlage für sein heutiges zivilgesellschaftliches Engagement. Als Musiker, Gastronom und Vereinsgründer agiert er als „Dirigent“, der die verschiedenen Gruppen der Stadt zusammenbringen will. Er sagt von sich, dass er angetrieben werde von „einer tiefen Gottesfürchtigkeit“, die ihn vor Gier und Missgunst schütze. Dabei spürt er eine historische und kulturelle Nähe zur jüdischen Gemeinschaft, die er seit Kurzem auch in seinen sozialen Projekten und im Verein „Wir sind alles Frankfurter“ fördert.

„Wir sind alles Frankfurter“: Ein Multiplikatoren-Netzwerk für eine vielfältige Stadtgesellschaft

Der Verein „Wir sind alles Frankfurter“ wurde inspiriert von dem gleichnamigen Song von Hassan und wird von einer Reihe von Menschen in der Stadt getragen, die sich das Motto des Liedes in krisenhaften Zeiten zu eigen machen wollen. Ziel der Initiative ist es, die richtigen „Herzen“ und „Köpfe“ zusammenzubringen, um die lokale Demokratie und den gesellschaftlichen Zusammenhalt – abseits von Parteibuch oder religiösem Hintergrund – zu gestalten. Hassan ist das Gesicht und der Vorsitzende des Vereins. Er fungiert als strategischer Ideengeber und nutzt seine Vernetzung als Frankfurter Künstler und Gastronom, um verschiedene gesellschaftliche Gruppen zusammenzubringen. Micky agiert als operative Kraft und Projektleiterin, wobei sie insbesondere für die jüdisch-muslimische Dialogarbeit und die organisatorische Brückenbildung verantwortlich ist. Gemeinsam bilden sie ein Tandem, das durch Projekte oder Hilfsaktionen dazu beitragen will, Vorurteile abzubauen, und die Stadtgesellschaft vernetzt.

Dabei setzen die beiden bewusst auf Qualität statt Masse. Der Verein zählt etwa 80 Mitglieder, die sorgfältig ausgewählt wurden. Sie bilden ein hochdiverses und vitales Netzwerk von Multiplikator:innen, die in ihren jeweiligen „Bubbles“ eine spürbar positive Wirkung entfalten sollen. Dabei sind sie von der Überzeugung getragen: In Frankfurt ist die lokale Zugehörigkeit wichtiger als die religiöse, ethnische und nationale Herkunft.

Frankfurt Style: Gemeinsam singen, feiern und Gutes tun

„Wir sind alles Frankfurter e. V.“ (WSAF) reagiert auf die Sehnsucht nach mehr Zusammenhalt und ermöglicht emotionale Verbindungen in der anonymen Stadt. So etablierte sich beispielsweise die „Chai Habibi Party“: Der tiefere Sinn dieses marokkanisch-israelischen Fusion-Events zeigte sich in einer simplen Dekoration: Straßenschilder von Casablanca und Tel Aviv. In einer Zeit, in der diese Städte in den Medien als Gegensätze wahrgenommen werden, ist das ein mutiger Impuls für eine andere Erzählung – die eines friedlichen und lebendigen Miteinanders, das, wie die Geschichte zeigt, keine Utopie ist. Im Advent 2025 organisierte WSAF die musikalische Kundgebung „Komm, wir singen für den Frieden“, zu der sich Hunderte kleine und große Frankfurter:innen und lokale Musiker:innen auf dem Opernplatz zusammenfanden. Auch der von Hassan produzierte Frankfurt-Song, der dem Verein seinen Namen gegeben hat, wurde da intoniert und ist heute so etwas wie die Hymne der Initiative.

„Ich habe einen Kanal zu den Jugendlichen, den sonst keiner hat. Ich sage ihnen: Ihr seid vielleicht noch grün hinter den Ohren, denkt an Rock'n'Roll und dicke Autos – aber wir haben hier ein Problem und brauchen eure Hilfe.“ Hassan

Um das elementare Ziel des Helfens in den Fokus zu rücken, initiierte Hassan zusammen mit seinem Sohn zudem das Spendenprojekt „Kinder helfen Kindern“, das Spielzeug und Bücher für Bedürftige sammelt. Es verkörpert die Kernbotschaft von WSAF: Das gemeinsame Menschsein zählt, unabhängig von Herkunft und Religion, und das einfache, universelle Gebot, Gutes zu tun. Der Verein organisiert auch Studienreisen nach Marrakesch, bei denen die Teilnehmenden erfahren, wie Jüdinnen, Juden und Muslim:innen in der Region jahrhundertlang zusammengelebt haben. Der polarisierenden Debatte wird so die Realität einer gemeinsamen Geschichte gegenübergestellt und die Grundlage für ein tieferes Verständnis geschaffen.

Der Kampf um die Deutungshoheit nach innen und außen

Micky und Hassan gestehen sich gegenseitig ein, dass es in ihren beiden Communitys „Hornochsen und Vollidioten“ gibt. Für beide sind Rassismus und Antisemitismus nicht weniger verwerflich, nur weil sie „aus der eigenen Ecke“ kommen.

„Ich bin eigentlich immer der Buhmann. Wenn du es dir genau anschaust. Man kriegt es von allen Seiten“, bekennt Hassan, dessen Idealismus und Kooperationsbereitschaft in seiner muslimischen Community oft als Verrat diffamiert werden. Er sei der „Judenfreund“, das habe er schon zu hören bekommen. Micky nickt zustimmend. Auch sie kennt den Preis für das Brückenbauen über Konflikte hinweg: die ständige Verteidigung gegen den Vorwurf, eine „Alibi-Jüdin“ zu sein, die faule Kompromisse eingeht.



Gleichzeitig lassen etablierte jüdische Institutionen Hassans „direkten Draht zu den Jugendlichen“ in Frankfurt ungenutzt. Dabei wäre dieser für eine effektive Aufklärungsarbeit essenziell, findet er.

Der Preis der Brückenbauer: eine Front „gegen den Shitstorm“.

Ihr Engagement sei durchaus kräftezehrend, geben beide zu. Der WSAF operiert vollständig ehrenamtlich und erhält kaum öffentliche Unterstützung. Unzählige Abende und Nächte investieren Micky und Hassan nach Feierabend in ihre Projekte und müssen sogar eigenes Geld dafür aufwenden. Doch der wahre Preis ist das Stigma aus den eigenen Reihen.

Unweigerlich stellen sich Micky und Hassan die Frage, ob ihr lokales Engagement überhaupt nachhaltig sein kann, „solange es im Nahen Osten Krieg gibt“. Hassan sehnt sich nach einer „Happiness Injection“, einer schnellen, radikalen Lösung des Konflikts. Er betont: „Ich glaube nicht, dass der Krieg dort weitergehen kann und wir uns hier irgendwie arrangieren.“ Die Bilder des Krieges trieben die Menschen in Frankfurt in die Verzweiflung und deshalb auf die Straßen.

Micky schaut auf die historische Wucht des Problems. Für sie ist der Nahostkonflikt lediglich der Katalysator für einen Antisemitismus, dessen Nährboden in Deutschland und auch in muslimischen Communitys schon immer da war. Sie zieht eine bittere historische Bilanz: „Wenn Auschwitz den Antisemitismus nicht töten konnte, was dann?“ Sie bezweifelt, dass das „Unkraut des Hasses“ jemals verschwinden wird.

Ihre Lösung liegt daher nicht in einem utopischen Frieden, sondern im unermüdlichen Handeln im Alltag: Unwissenheit abbauen, Brücken bauen und dem Hass Freundschaft entgegensetzen. Frankfurt ist dafür ein gutes Pflaster, das Raum lässt für neue Geschichten, die von respektvollem Miteinander und der Lust an Vielfalt erzählen. Die Verbundenheit und das gemeinsame Engagement von Micky und Hassan ist das beste Beispiel für diese besondere Frankfurter Identität, in der eine starke Kraft gegen Spaltung und Misstrauen liegt.

„Wenn es Antisemitismus, wenn es Rassismus gibt, ist es mir völlig egal, aus welcher Ecke er kommt – das ist schlichtweg zu verurteilen.“ Micky

Aus der Vereinsarbeit aufs politische Parkett

Unser Gespräch endet mit dem abrupten Einbruch der Frankfurter Realität: dem Zeitdruck. Es ist kurz vor 18 Uhr und die beiden müssen los. Die SPD-Sommerparty ruft, dort sind sie wie Polit-Prominenz und andere Stadtakteur:innen eingeladen.

Der schnelle Aufbruch markiert den Punkt, an dem die persönliche Dialogarbeit in die Praxis der Stadtpolitik übergeht. Es ist der Moment, in dem die an vielen Orten der Stadt geschmiedeten Allianzen von WSAF auf das „politische Parkett“ getragen werden. In Frankfurt geschieht Veränderung oft genau so: zwischen einem ehrlichen Gespräch an der Bar und dem nächsten Händeschütteln beim Oberbürgermeister.

Fazit

Die Stadt als Laboratorium des Zusammenhalts und der Resilienz

Die zwölf vorgestellten Freundschaftsporträts sind weit mehr als eine bloße Sammlung persönlicher Anekdoten aus der Region Frankfurt Rhein-Main. Sie bilden das empirische Fundament einer Untersuchung, die in Zeiten tiefgreifender gesellschaftlicher Erschütterungen nach den „fragilen Ressourcen der Hoffnung“ sucht.

In einer Phase, in der öffentliche Diskurse zunehmend von Misstrauen, Sicherheitslogiken sowie unüberwindbar scheinenden religiösen und politischen Grenzen geprägt sind, richten unsere Porträts den Fokus auf die mikrosoziologische Ebene, also das gelebte Miteinander im konkreten urbanen Raum. Dabei gilt unser besonderes Interesse der Analyse gewachsener sozialer Praktiken, die sich unter äußerem Druck bewähren müssen.

Frankfurt dient hierbei als idealer Wirkungsbereich. Als superdiverse Metropole mit kurzen Wegen bietet die Stadt eine Bühne, auf der jüdische und muslimische Biografien seit Jahrzehnten untrennbar miteinander verwoben sind. Hier trifft die Geschichte der jüdischen Displaced Persons der Nachkriegszeit auf die Biografien von Arbeitsmigration aus muslimisch geprägten Ländern und die Fluchtbewegungen der Gegenwart. In dieser Konstellation, das lassen die zwölf Porträts eindrucksvoll erkennen, repräsentieren die jüdisch-muslimischen Freund-

schaften eine vitale, oft über Generationen gewachsene Normalität, die auf eine eigene, widerstandsfähige Logik in den Nischen des Alltags baut.

Ob in den Kiosken der Münchener Straße im Frankfurter Bahnhofsviertel, in den Sportvereinen von Bockenheim und Höchst oder in den alltäglichen interkulturellen Familien – überall finden sich Beziehungen, die als Gegennarrative zur in den Medien dominanten Konfliktlogik fungieren. Sie beweisen, dass Vertrauen dort wächst, wo Menschen sich weigern, einander als Symbole, kollektive Subjekte oder politische Stellvertreter:innen wahrzunehmen.

Krise als Chance für die Freundschaft

Durch den dramatischen zeitlichen Kontext ihrer Entstehung gewinnt diese Untersuchung eine besondere Relevanz. Der 7. Oktober 2023 markiert eine existenzielle Zäsur für das jüdische Leben weltweit und hat gleichzeitig die muslimischen Communities in Deutschland unter massiven, oft pauschalen Rechtfertigungsdruck gesetzt. In den Monaten danach erlebte die deutsche Öffentlichkeit eine paradoxe Situation: Während staatliche Institutionen, formelle interreligiöse Dialogstrukturen sowie offizielle religiöse Gemeinden und Verbände oft in Sprachlosigkeit erstarrten oder an gegenseitigen Vorwürfen zerbrachen, hielten viele der hier dokumentierten lokalen Netzwerke stand. Teilweise ent-

standen sogar neue Koalitionen, die durch die Porträtserie erstmals dokumentiert werden können.

In diesen persönlichen Beziehungen wirkt die Krise nicht als Schlusspunkt, sondern wird als Reifeprüfung für die Freundschaft angenommen. Dadurch entstand eine soziale Resilienz, die darauf basiert, Differenzen – und dazu gehören Emotionen wie Schmerz und Trauer – nicht auszublenden, sondern auszusprechen und zu bearbeiten. Das Fundament dafür legen das lokal gewachsene Vertrauen und die Verbundenheit mit dem gemeinsamen (Heimat-) Ort. Damit verknüpft ist ein Phänomen, das in dieser Studie wiederholt beobachtet werden kann: die Fähigkeit der Protagonist:innen, Ambiguitäten und Widersprüche auszuhalten – was als lebendige Freundschaftspraxis Gestalt annimmt.

Wir begegnen Menschen, die in der Lage sind, hitzige und schmerzhaft Debatten über Gerechtigkeit, Kriegsschuld, koloniale Vergangenheit und historische Traumata zu führen, ohne dass ihre Freundschaft daran zerbricht. Die lokalen Mikroallianzen scheinen gegen die polarisierenden Kräfte, die die Welt in verschiedene Teile aufteilen, in vieler Hinsicht immun zu sein.

Von individueller Freundschaft zum gesellschaftlichen Mosaik

Aus der detaillierten Schilderung dieser zwölf Begegnungen lassen sich übergeordnete Muster ableiten, die über den Einzelfall hinausweisen und als Kompass für eine pluralistische, krisengeschüttelte Gesellschaft dienen können. Wir sehen, wie das Frankfurter Bahnhofsviertel als „sozialer Ort“ fungiert, an dem ein Pragmatismus des gemeinsamen wirtschaftlichen und sozialen Überlebens politische Dogmen überwindet. Wir erleben, wie eine neue Generation in hybriden Familienmodellen Identitätsgrenzen spielerisch auflöst und das „Und“ – jüdisch und muslimisch, deutsch und migrantisch – selbstbewusst zum Teil der eigenen Identität erhebt. Und

wir beobachten, wie institutionalisierte Freundschaften und Kooperationen in Schulen, Bildungswerken und Vereinen soziale Orte schaffen, die den gesellschaftlichen Zusammenhalt auch dann sichern, wenn das emotionale Gemüt der Mehrheitsgesellschaft ins Extrem ausschlägt.

Die Porträts dokumentieren jedoch auch den Preis dieser Grenzgänge sowie der Freundschaften in Krisenzeiten. Die Protagonist:innen berichten von Einsamkeit in der eigenen Community, von Verratswürfen und davon, wie mühsam es ist, sich immer wieder gegen Vereinnahmungen zu wehren. Doch genau in dieser Beziehungsarbeit liegt der gesellschaftliche Mehrwert: Sie macht deutlich, dass sozialer Zusammenhalt keine Selbstverständlichkeit ist, sondern tägliche Anstrengung erfordert. Die folgenden neun Thesen, die aus den zwölf Freundschaften extrahiert wurden, zeigen die Bedingungen für diesen Zusammenhalt. Sie sind ein Plädoyer für einen ortsgebundenen, urbanen Gemeinschaftssinn, für die Subjektivität von Beziehungen und den Mut, die schützende Komfortzone der eigenen sozialen Blase zu verlassen. Zudem zeigen sie unmissverständlich: Zusammenhalt ist keine Selbstverständlichkeit, sondern eine soziale Innovation, die täglich neu durch Begegnung, Humor, Schmerz und Empathie im Herzen der Stadt hervorgebracht und verteidigt werden muss.

Die Resilienz der Freundschaft: Neun Thesen zum jüdisch-muslimischen Zusammenhalt

1. Die Weigerung, Stellvertreter:innen zu sein: Subjektivität des Sozialen

In fast allen Begegnungen – ob beim gemeinsamen Essen im „Shalom Makkabi“ oder im akademischen Diskurs – zeigt sich ein entscheidendes Merkmal widerständiger Freundschaften: die konsequente Weigerung, als Botschafter:innen für eine Religion, Kultur oder Nation herzuhalten. Wenn Evgenia und Mustafa oder James und Hannibal betonen, dass sie keine politischen Repräsentant:innen füreinander sind, schaffen sie einen geschützten Raum der Subjektivität. Dieses gegenseitige Verständnis ermöglicht es, den Menschen hinter dem Label zu sehen, bevor gruppenbezogene Identitäten die Freundschaft schwächen. Es ist daher eine bewusste Entscheidung gegen eine Vereinnahmung durch die eigene Gruppe oder eine Projektion von außen.

Diese Subjektivierung ist weder Wegschauen noch Ignorieren der gegenwärtigen Situation, sondern ein aktiver Schutz der menschlichen Bindung. Sie erlaubt es, hitzige politische Debatten zu führen, Informationen des anderen zu prüfen und dennoch gemeinsam ein koscheres Hühnchen in einem jüdischen Restaurant zu bestellen. So bleibt Freundschaft die Konstante, während die politische Meinung nur eine von vielen Variablen ist. Diese dokumentierte Praxis zeigt, dass Vertrauen dort wächst, wo man sich gegenseitig die Freiheit lässt, mehr zu sein als die Summe seiner Herkunft oder religiösen Zugehörigkeit. In einer Welt, die nach einfachen kollektiven Lagern verlangt, kann die Konzentration auf das Individuum eine Form des Widerstands sein – auch und gerade in Freundschaften.

2. Das Viertel als Lebensgemeinschaft: Pragmatismus schlägt Dogma

Orte wie das Frankfurter Bahnhofsviertel zeigen, dass jahrzehntelange Nachbarschaft und gemeinsame Geschäftsinteressen ein Fundament bilden, das weit tiefer reicht als jeder offiziell moderierte Dialog. In der Münchener Straße ist die religiöse Zugehörigkeit oft zweitrangig gegenüber der existenziellen Frage: „Wie läuft dein Geschäft, wie geht es der Familie?“ Die Porträts belegen, dass im Alltag eines multikulturellen Viertels eine pragmatische Solidarität wächst, die auf gegenseitigem Nutzen und Respekt basiert. Wenn muslimische Händler:innen seit Jahrzehnten jüdische Nachbar:innen unterstützen oder jüdische Ladenbesitzer wie Fiszal muslimischen Jugendlichen die erste berufliche Chance geben, entsteht ein unsichtbares, aber robustes Netz der Sicherheit.

Diese „alte Schule“ der Integration benötigt keine pädagogische Anleitung. Hier wird Vertrauen durch kooperatives Handeln aufgebaut, das allen nützt. Man leiht sich gegenseitig das Auto, passt auf die Kinder auf und gibt sich Rückhalt gegen externe Bedrohungen. Diese lokale Verwurzelung wirkt wie ein Schutzschild gegen globale Schockwellen. Man schätzt den Nachbarn als „Frankfurter Bub“, als Mentor oder verlässlichen Partner – lange bevor Religion oder Politik eine Rolle spielen. Dazu kommt: Die Erfahrung, in der deutschen Mehrheitsgesellschaft jeweils eine Minderheit zu sein, schweißt hier mehr zusammen, als theologische Differenzen trennen können. So wird das Viertel zum sozialen Raum der Koexistenz, in dem die Realität des Alltags eine Widerstandsfähigkeit erzeugt, die gegen ideologische Vereinnahmung von außen weitgehend immun ist.

Doch dieses bewährte Gefüge gerät zunehmend unter Druck, da die organische Koexistenz durch tiefgreifende Veränderungen im Viertel bedroht ist. Während die Gentrifizierung und eine hohe Fluktuation die gewachsenen Nachbarschaftsstrukturen sowie deren Ankerfiguren verdrängen, untergraben

digitale Echokammern die lokale Identität durch globale, ideologische Narrative. Wenn zudem soziale Begegnungsorte im Quartier verloren gehen, schwindet die tägliche Widerstandsfähigkeit gegen Vereinnahmung von außen. Damit diese gewachsene Resilienz nicht erodiert, erwächst daraus die dringende kommunale Aufgabe, den sozialen Raum gezielt zu stützen und die Rahmenbedingungen für ein kooperatives Miteinander unter neuen Vorzeichen zu sichern.

3. Aufrichtige Empathie: Das Leid des anderen aushalten

Der 7. Oktober 2023 und der dadurch ausgelöste Krieg in Gaza stellte für alle Freundschaften eine massive Belastungsprobe dar. Doch statt flächendeckend zu zerbrechen, zeigten die stabilen Verbindungen eine besondere Qualität: die Fähigkeit zu aufrichtiger Empathie.

Das bedeutet, den Schmerz und das Trauma des Gegenübers anzuerkennen, ohne sofort eine wechselseitige Validierung der eigenen Position zu fordern. In den Porträts wird deutlich, dass wahre Freunde in der Lage sind, diesen Raum zu bewahren. Ein jüdischer Händler spendet Trost für die Toten in Gaza, ein muslimischer Freund schickt am Tag des Hamas-Terrors unaufgefordert eine Nachricht der Solidarität an die jüdische Gemeinde – ein „ultimativer Vertrauensbeweis“.

Diese Gesten durchbrechen die divergierende Logik der Aufrechnung, bei der Leid gegen Leid aufgewogen wird, was oft in den Medien thematisiert wurde.

In Momenten der Verzweiflung war es die muslimische Familie, die den jüdischen Freund in seiner tiefen Trauer auffing – und umgekehrt. Diese Form der emotionalen Unterstützung beweist, dass Empathie keine Einbahnstraße sein muss, sondern allen ihren Platz im Trauma gibt, ohne sich gegenseitig die Existenzberechtigung abzuspochen. Während die Welt draußen droht, in einfachen binären Narrativen zu versinken, bieten diese Freundschaften ein

Gegennarrativ der geteilten Menschlichkeit. Sie zeigen, dass die tiefste Bindung gerade dann entstehen kann, wenn die äußere Welt am unbarmherzigsten zu sein scheint.

4. Die Normalität des Hybriden: Kinder als Wegweiser

Die Familienporträts der Topkara-Beckers, der Mendel-Cheemas oder die nachbarschaftlichen Gefüge in Frankfurt-Höchst zeigen eine Zukunft, in der die Trennung zwischen „jüdisch“ und „muslimisch“ im häuslichen Alltag absurd wirkt. Wenn Kinder nach Geschichten aus dem „jüdischen Koran“ fragen oder ganz selbstverständlich mit Chanukka-Krapfen und Ramadan-Süßigkeiten aufwachsen, entsteht eine völlig neue, organische Normalität. Diese Kinder sind die Pioniere einer hybriden Identität, die nicht mehr in die engen Kategorien nationaler oder religiöser Natürlichkeit passt. Für sie ist Vielfalt kein Problem, das moderiert werden muss, sondern ganz normaler Alltag.

Diese Familien leben das „Und“ statt des „Entweder-oder“. Sie weigern sich konsequent, ihre Identität für die Erwartungen einer polarisierten Außenwelt zu vereinfachen. Die Kinder lernen früh, dass man verschiedene Biografien haben kann, ohne innerlich zu zerreißen. Diese neue postmigrantische Generation ist die stärkste Kraft gegen gesellschaftliche Spaltung, denn sie hat die künstlichen Grenzen der Erwachsenenwelt gar nicht erst verinnerlicht. Ihre kindliche Neugier und die unbefangene Vermischung von Traditionen können einer Gesellschaft, die noch immer mit der Realität der Einwanderung und religiöser Vielfalt ringt, als Wegweiser dienen.

5. Institutionalisierte Freundschaft: Kooperation als System

Freundschaft muss nicht dem Zufall überlassen bleiben, sondern kann bewusst geplant und strukturell verankert werden. Porträts aus dem Bildungswerk Maimonides oder dem Sportverein Makkabi zeigen,

dass Kooperationen durch eine Organisation Stabilisierung erfahren können. Wenn jüdisch-muslimische Tandems gemeinsam Workshops leiten, Podcasts produzieren oder Sportevents organisieren, wird eine Infrastruktur des Vertrauens geschaffen, die auch in Krisenzeiten wirksam bleibt.

Durch praktische Rücksichtnahme – etwa durch koschere und halal-konforme Küchen oder die gemeinsame Gestaltung von Feiertagen – wird die Anerkennung von Diversität zur respektierten Gepflogenheit oder formulierten Regel der täglichen Arbeit. Ein Sportplatz, auf dem mehr muslimische als jüdische Mitglieder eines jüdischen Vereins spielen, ist weit mehr als eine Freizeitstätte: Er ist eine lokale Institution für eine praktische Demokratiebildung. Hier wird der Austausch professionalisiert und verstetigt. Solche sozialen Orte warten nicht auf das Ende der Polarisierung, sondern schaffen aktiv Pufferzonen, die gesellschaftliche Spannungen abfedern. Sie beweisen, dass Zusammenhalt dort nachhaltig bleibt, wo er infrastrukturell verankert ist.

6. Sprachfusion und urbaner Slang: Mit Humor gegen den Hass

Ein wiederkehrendes Motiv in den Porträts ist der Einsatz von robustem, teils derbem Humor als wirksames Mittel zur Deeskalation. Sei es, dass eine Projektmanagerin und ein Imam über interreligiöse Tattoos witzeln oder ironische Sprüche zwischen Händlern im Bahnhofsviertel hin- und herfliegen, – gemeinsames Lachen ist hier eine Überlebensstrategie. Dieser Humor ist untrennbar mit einer spezifischen urbanen Sprachfusion verbunden. In den Begegnungen verschmelzen Jiddisch, Türkisch, Arabisch, Russisch und Frankfurter Dialekt zu einem lebendigen Slang, der Grenzen überbrücken kann. Wenn ein jüdischer Händler wie Fiszel seine muslimischen Nachbarn mit einem herzlichen „Nasilsin, Abi?“ (türkisch: „Wie geht es dir, Bruder?“) begrüßt oder ein Muslim als „jiddischsprechender Türke“ einen Rabbiner verblüfft, wird Sprache zum Werkzeug der Vertrautheit.

Die Mehrsprachigkeit ermöglicht hier einen spielerischen Umgang mit Uneigentlichkeit, sie erlaubt es, heikle Themen und schmerzhaftes Differenzen anzusprechen, ohne dass die Situation sofort in Aggression umschlägt. Wer miteinander und übereinander in einer Mischsprache lachen kann, zeigt eine hohe Ambiguitätstoleranz gegenüber den Marotten und Überzeugungen des anderen. Sprachfusion ist typisch für das urbane Miteinander: Man schenkt sich nichts, man redet Klartext – oft in einem hybriden Vokabular –, aber man bleibt am Tisch sitzen. Humor fungiert hier als wichtiges soziales Ventil für den steigenden gesellschaftlichen Druck. In einem öffentlichen Umfeld, das oft humorlos und moralisierend wirkt, sind das gemeinsame Lachen und das selbstverständliche Wechseln zwischen den Sprachen ein wichtiger Akt der Selbstbehauptung und Verbundenheit.

7. Die Allianz der „Aussätzigen“: Zusammenhalt am Rand

Progressive Gruppen wie der Liberal-Islamische Bund und der Egalitäre Minjan berichten von einer ganz eigenen, tiefen Form der Verbundenheit. Oft werden sie von den konservativen Kräften der eigenen Gemeinschaft gleichermaßen kritisch beäugt, delegitimiert oder als „Verräter“ ausgegrenzt. Genau dieser Druck von außen schweißt sie jedoch enger zusammen. Sie bilden eine Solidargemeinschaft derer, die sich bewusst für einen modernen, inklusiven und gendergerechten Glauben einsetzen. Diese Freundschaften sind besonders belastbar, weil die Akteur:innen bereits gelernt haben, für ihre Überzeugungen gegen den Strom zu schwimmen.

Wenn etwa ein muslimischer Jurist und ein jüdischer Kantor feststellen, dass sie in ihren religiösen Strukturen vor zum Teil ähnlichen Herausforderungen stehen, entsteht eine tiefe intellektuelle und spirituelle Allianz. Diese Freundschaften sind innovativ und mutig, da sie Traditionen neu interpretieren und wichtige Räume und Diskurse eröffnen. Ihr Zusammenhalt ist der empirische Beweis dafür, dass Re-

formkraft oft aus der Begegnung mit dem vermeintlich „Anderen“ entsteht.

8. Menschlichkeit als Lifestyle: Der „Be a Mensch“-Ansatz

In der Gastronomie- und Kulturszene zeigt sich, dass Zusammenhalt eine ästhetische und soziale Aufbruchsstimmung erzeugen kann, die über religiöse Zirkel hinauswirkt. Gründer wie James Ardianast und Künstler wie Hassan Annouri nutzen universelle Slogans wie „Be a Mensch“ oder „Wir sind alles Frankfurter“, um eine inklusive Botschaft über soziale und religiöse Kategorien hinweg zu etablieren. Hier wird Vielfalt nicht als mühsames Problem betrachtet, sondern als urbaner Lebensstil und kultureller Mehrwert zelebriert. In ihren Räumen kommen Menschen zusammen, die sich nicht über ihre Herkunft, sondern über geteilte Werte, Musik und Gastlichkeit definieren. Die Freundschaft wird so zum Statement für eine offene, kosmopolitische Gesellschaft. Ob bei einem interreligiösen Chor, einem Design-Markt oder einem Clubabend – soziale Grenzen werden mit einer gewissen Leichtigkeit überwunden.

Dieser Ansatz setzt auf die Macht der Anziehung: Es ist schlichtweg attraktiver, gemeinsam etwas Neues zu schaffen und zu feiern, als sich über Misstrauen und Angst zu definieren. Diese Netzwerke zeigen, dass eine starke lokale Identität („Frankfurter“) als gemeinsame Basis funktionieren kann. Unter diesem Label bleiben religiöse Unterschiede zwar sichtbar, sie verlieren jedoch ihre trennende und zerstörerische Kraft. Der Fokus auf das gemeinsam Menschliche über alle Unterschiede hinweg wird hier zum erstrebenswerten Lebensstil, der gruppenbezogene Identifizierung unattraktiv erscheinen lässt.

9. Schicksalsgemeinschaft der Minderheiten: Solidarität auf Augenhöhe

Oft wird behauptet, dass jüdisch-muslimische Beziehungen aufgrund eines ungleichen Machtgefüges, lähmenden Ressourcendefizits oder unüberbrückbarer politischer Konflikte zum Scheitern verurteilt sind. Die Porträts aus Frankfurt zeichnen jedoch ein anderes Bild. Hier entsteht eine tiefe Verbundenheit aus der Erfahrung heraus, in der Mehrheitsgesellschaft gemeinsam eine Minderheitenrolle einzunehmen. Diese „geteilte Außenseiterrolle“ wirkt wie ein Nivellierungsinstrument, das Hierarchien und Hürden im Alltag aufhebt.

In der Praxis der Freundschaft begegnen sich die Menschen nicht als Vertreter:innen unterschiedlicher Machtblöcke, sondern als Nachbar:innen, die mit ähnlichen Vorurteilen, Diskriminierungen oder Unverständnis von außen zu kämpfen haben. Ob im Viertel oder im Berufsleben – man unterstützt sich gegenseitig mit Kontakten, Wissen und emotionalem Rückhalt, um institutionelle Nachteile auszugleichen. Während offizielle Strukturen oft Trennungen zementieren, wecken diese Mikroallianzen Empathie füreinander und schaffen einen Schutzraum sowie ein Gefühl der Gleichwertigkeit.

Literaturverzeichnis

- Atshan, Sa'ed, und Katharina Galor (2020). *The Moral Triangle. Germans, Israelis, Palestinians*. Durham.
- Baer, Marc David (2020). *German, Jew, Muslim, Gay: The Life and Times of Hugo Marcus*. New York: Columbia University Press.
- Barbehön, Marlon, und Sybille Münch (2016). „The ‚distinctiveness of cities‘ and distinctions in cities: boundaries of belonging in comparative perspective“. *Urban Research & Practice* (9) 1. 37–55.
- Becker, Elisabeth (2019). „Commitment without Borders: Jewish-Muslim Relations and the Making of a Cosmopolitan Habitus in Berlin“. *Interreligious Dialogue: From Religion to Geo-politics. Annual Review of the Sociology of Religion*. Band 10. Hrsg. Giuseppe Giordan und Andrew P. Lynch. Leiden: Brill. 201–218.
- Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) (2023). *Religionsmonitor kompakt: Antisemitismus, Rassismus und gesellschaftlicher Zusammenhalt. Ein Blick auf Deutschland in Zeiten der Eskalation in Nahost*. Gütersloh. <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/antisemitismus-rassismus-und-gesellschaftlicher-zusammenhalt> (Download 8.5.2026).
- Bundesverband RIAS e. V. (2024). *Jahresbericht 2023: Antisemitische Vorfälle in Deutschland*. Berlin.
- Cazés, Laura (2022). *Sicher sind wir nicht geblieben: Jüdischsein in Deutschland*. Frankfurt am Main.
- Chema, Saba-Nur, und Meron Mendel (2021a). „Koscher oder halal?“. *F.A.Z.* 28.7.2021.
- Chema, Saba-Nur, und Meron Mendel (2021b). „Halbmond-Deko am Christbaum?“. *F.A.Z.* 29.11.2021.
- CLAIM – Allianz gegen Islam- und Muslimfeindlichkeit (2024). *Zivilgesellschaftliches Lagebild anti-muslimischer Rassismus 2023*. Berlin. https://www.claim-organisation.de/content/uploads/2024/06/20240620_lagebild-amr_2023_claim.pdf (Download 8.5.2026).
- Crul, Maurice R. J. (2016). „Super-diversity vs assimilation: How complex diversity in majority-minority cities challenges the assumptions of assimilation“. *Journal of Ethnic and Migration Studies* (42) 1. 54–68.
- Decker, Oliver, Johannes Kiess, Ayline Heller und Elmar Brähler (Hrsg.) (2022). „Autoritäre Dynamiken in unsicheren Zeiten. Neue Herausforderungen – alte Reaktionen?“ *Leipziger Autoritarismus Studie 2022*. Gießen.
- El-Mafaalani, Aladin (2025). *Misstrauensgemeinschaften: Zur Anziehungskraft von Populismus und Verschwörungsideologien*. Köln.
- Emmerich, Arndt (2022). „Negotiating Germany's first Muslim-Christian kindergarten: Temporalities, multiplicities, and processes in interreligious dialogue“. *Social Compass* (69) 4. 578–595.
- Emmerich, Arndt (2025). „Jewish-Muslim friendship networks: A study of intergenerational boundary work in postwar Germany“. *Comparative Studies in Society and History* (67) 1. 33–61.
- Feldman, David (2018). „Antisemitism and Immigration in Western Europe Today: Is there a Connection?“ Hrsg. Stiftung EVZ. Berlin.
- Freimüller, Tobias (2020). *Frankfurt und die Juden: Neuanfänge und Fremdheitserfahrungen 1945–1990*. Göttingen.

- Gidley, Ben, und Samuel S. Everett (2022). „Introduction“. *Jews and Muslims in Europe*. Hrsg. Samuel S. Everett und Ben Gidley. Leiden: Brill. 1–22.
- Gidley, Ben, Samuel S. Everett, Elodie Druetz, Alyaa Ebbiary, Arndt Emmerich, Daniella Peretz und David Shaw (2025). „Off and on stage interactions: Muslim–Jewish encounter in urban Europe“. *Ethnicities* (25) 2. 235–254.
- Goffman, Erving (1959). *The presentation of self in everyday life*. New York: Doubleday.
- Hochschild, Arlie Russell (2016). *Strangers in their own land: Anger and mourning on the American right*. New York: The New Press.
- Jikeli, Gunther (2015). *European Muslim Antisemitism: Why Young Urban Males Say They Don't Like Jews*. Bloomington: Indiana University Press.
- Klinkhammer, Gritt, Hans-Ludwig Frese, Ayla Satilmis und Tina Seibert (2011). *Interreligiöse und interkulturelle Dialoge mit MuslimInnen in Deutschland: Eine quantitative und qualitative Studie*. Hrsg. University of Bremen Press. Bremen. https://www.uni-bremen.de/fileadmin/user_upload/fachbereiche/fb9/reliwiss/Dokumente___pdfs/Forschung/VIRR/VIRR_Band_01.pdf (Download 8.5.2026).
- Knöll, Martin, Sally Hopp, Tuğçe Güneş und Franziska Gräfling (Hrsg.) (2021). „Perspektiv-wechsel Höchst! Städtebauliches Leitbild für Diversität + Inklusion für den Stadtteil Höchst“. Darmstadt.
- Koenig, Matthias (2023). „Religious Diversity, Islam, and Integration in Western Europe—Dissecting Symbolic, Social, and Institutional Boundary Dynamics“. *KZfSS Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (75) 1. 121–147.
- Mayer, Nonna, Vincent Tiberj und Tommaso Vitale (2019). „Evolution et structures des pré-jugés: Le regard des chercheurs“. Section 5. Racisme et couleur de peau. La lutte contre le racisme, l'antisémitisme et la xénophobie. Année 2018. La Documentation française. Paris. 73–85.
- Nagel, Alexander-Kenneth, und Daniella Peretz (2022). „Precarious companionship. Discourses of adversity and commonality in Jewish–Muslim dialogue initiatives in Germany“. *Jews and Muslims in Europe: Between Discourse and Experience*. Hrsg. Samuel S. Everett und Ben Gidley. Leiden: Brill.
- Neal, Sarah, Katy Bennet, Allan Cochrane und Giles Mohan (2013). „Living Multiculture: The new geographies of ethnicity and the changing formations of multiculturalism in England“. *Environment and Planning C: Government and Policy* (31) 2. 308–323.
- Ozyürek, Esra (2023). *Subcontractors of Guilt: Holocaust Memory and Muslim Belonging in Postwar Germany*. Stanford: Stanford University Press.
- Peretz, Dekel (2023). „Generation enraged: The journal Jalta as a mouthpiece for Young Jews in Germany“. *European Judaism* (56) 2. 75–87.
- Renton, James, und Ben Gidley (2017). *Antisemitism and Islamophobia in Europe: A Shared Story?* London: Palgrave Macmillan.
- Schaefer, Rudolf (1986). *Die Chronik von Höchst am Main*. Frankfurt am Main.
- Vertovec, Steven (2007). „Super-diversity and its implications“. *Ethnic and Racial Studies* (29) 6. 1024–1054.
- Vogel, Berthold, Sarah Herbst, Nina Kerker, René Lehweß-Litzmann und Maike Reinhold (2024). „Soziale Orte – ein Forschungskonzept. Merkmale, Wirkungen und Gelingensbedingungen“. Hrsg. Soziologisches Forschungsinstitut Göttingen (SOFI). Göttingen.

Über den Autor

Dr. Arndt Emmerich ist Senior Lecturer und Programme Leader für Soziologie an der britischen University of Hertfordshire. Darüber hinaus ist er Gastwissenschaftler am Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften. Er ist Mitglied im Vorstand des Forschungsnetzwerks „Religionssoziologie“ der Europäischen Gesellschaft für Soziologie, wissenschaftlicher Referent beim jüdisch-muslimischen Bildungswerk Maimonides in Mainz und 2026 Silvia-Tennenbaum-Stipendiat der Hertie-Stiftung. Seine Forschungsschwerpunkte umfassen die Governance von Diversität, Religions- und Kultursoziologie sowie interreligiöse Begegnungen. Für seinen Artikel „Jewish-Muslim Friendship Networks: A Study of Intergenerational Boundary Work in Postwar Germany“ wurde er 2025 mit dem Rethinking German History Prize der German History Society in Großbritannien ausgezeichnet.

Adresse | Kontakt

Bertelsmann Stiftung
Carl-Bertelsmann-Straße 256
33311 Gütersloh
Telefon +49 5241 81-0
www.bertelsmann-stiftung.de

Dr. Yasemin El-Menouar
Senior Expert – Religion, Werte und Gesellschaft
Demokratie und Zusammenhalt
Telefon +49 5241 81-81524
yasemin.el-menouar@bertelsmann-stiftung.de
www.religionsmonitor.de

